Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 4 — **Marburg i. H., den 21. Januar** — **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Tag — Neues Lieben — Johannes Müller als Problem — China und das Christentum. 1. Das Arbeitsfeld — In Memoriam — Adolf Grimminger — Verschiedenes: Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege (Sohnrey); Die Frau auf dem Lande (Gräfin Lippe); Der Natursinn in der deutschen Dichtung (Adam); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Tag

Wohlauf! Der Tag springt in die Bahn,
Wo bunte Träume schliefen.
Die dumpfen Stunden sind vertan.
Wohlauf! Mein Herz, der Tag bricht an
Für deine tiefsten Tiefen.

Wie schnell das Träumen sich vergißt!
Das Herz fühlt es mit Beben.
Mit frohem Jauchzen es ermißt,
Daß heller Tag es worden ist,
Taghell fürs ganze Leben.

Und welch ein Lied der Tag auch singt,
Ob herben Sang, ob süßen,
Ob Trübe, ob er Sonne bringt,
Seis, wie es sei! — Sein Lied erklingt.
Wohlauf! Ich will ihn grüßen.

Hans Much

„Neues" Lieben

Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Joh. 13, 34.

Ein „neu" Gebot? Aber hat nicht ein Großer alten Bundes schon eben die Liebe als den eigentlichen Lebensnerv aller sozialen Tüchtigkeiten und Tugenden erkannt, da er verkündete: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst? Und alle die Andern, die im Laufe der Jahrhunderte Propheten und Bildner ihrer Zeit und Volksseele waren, — ein Buddha, ein Zarathustra, ein Muhamed, um Mehrerer zu schweigen —: haben sie es nicht immer wieder zum Ausdruck gebracht, daß die Liebe die höchste Weihekraft der Einzelnen und der Gemeinschaften sei? Ja, ist sie nicht mit dem Menschen als solchem ins Dasein getreten und recht eigentlich so ein Stück seiner Menschheitsüberlieferungen?

Worin steht also das „Neue" in Jesu Lieben? Gewiß nicht in der Fülle seiner aufopferungsbereiten und aufopferungsfähigen seelischen Kräfte an sich. Das besaßen auch Andere. Denn große Persönlichkeit und großes Mit- und Nachempfinden gehören einmal unlöslich zu einander. Der innerlich kleine und arme Mensch hat alle seine Kraft für sich selber nötig; er hat „keine Ueberschüsse, ein fremdes Leben mit zu erleben". Aber je reicher eine Seele ist, um so mehr gleicht sie dem Brunnen vieler Wasser, desto mannigfaltiger und inniger verwächst sie mit ihrer Umwelt und quillt wohl auf über alle Kreatur. Die Liebe in aller Welt und unter allen Sonnen ist ein Sichverausgaben, ein Sichversetzen in Fremde. Nicht das also ist das Besondre bei Jesus. Eins aber machte ihm Niemand noch nach — und das ist sein „neues" Lieben —: daß er das ganze Herz und all sein Sinnen und Sehnen und das eigene Leben hingibt — an ein des tiefen Liebens Unwertes, an das gesellschaftlich seit lange und scheinbar für immer Ausgeschaltete, an die Schwachen, Verängstigten und Engen, an solche, die schon verlernt hatten, „was lieben heißt und glücklich sein". Die Gefahr des Hohen ist das kalte, rücksichtslose Hinwegschreiten über das Unbedeutende und Machtlose. Das bezeichnet Jesu Höhe: unter Zöllnern und Sündern am Tische sitzen, der Ehebrecherin ein gutes Wort sagen, einen Judas in seiner Nähe und an seinem Herzen dulden!

„Neues" Lieben! Drum triffst du wo ein Menschenherz, Gebeugt von Kummer und von Schmerz, Und sei es Irrtum, sei es Schuld, — O habe Ehrfurcht, hab Geduld!

Am Bergeshang, im grünen Tann Die jungen Bäume sieh dir an, So frisch und keck, so dichtbelaubt, Und neigen seitwärts doch ihr Haupt.

Du weißt nicht wie und weißt nicht wann, Und doch den Bäumen siehst du's an, Daß sie der Sturmwind hat umbraust Und ihre Wipfel hat zerzaust.

Das Schicksal hat denselben Brauch. Es schüttelt junge Herzen auch Und beugt vom rechten Wege sie, Du weißt nicht wann, du weißt nicht wie.

Du siehst des Irrtums dunkle Spur, Die stumme Narbe siehst du nur, Und kennst die Hand nicht, die sie schlug, Und weißt nicht, was dies Herz ertrug.

Gleich lacht die Freude allerwärts, Auf stillen Bahnen geht der Schmerz. Drum mit dem Unglück, mit der Schuld, O habe Ehrfurcht, hab Geduld!

K P

Johannes Müller als Problem

Vergl. 1908, Nr. 23—25, 27 und 30

1

Nun singe, meine Seele, dein Lied, das Lied von dem Weinberg, „den mein Lieber hat an einem fetten Ort, und er hat ihn verzäunet und mit Steinhaufen verwahret und edle Reben drein gesenkt" (Jesaja 5) — so fühlte ich, als ich vor Monaten von Johannes Müllers Mainberg und Weinberg schied. Wie sollte sich das Herz nicht freuen, wenn es so reiches inneres Leben, hier tastend und suchend, dort festgegründet und selbstgewiß, schaut! Wie sollte es nicht in die Welt hinausrufen: ihr Lebenshungrigen, versuchts mit dem, was euch hier geboten wird! Indes, ein Dithyrambus auf Mainberg wäre nicht nach Müllers Sinn. Noch weniger wäre den Freunden unsres Blattes damit gedient. Dazu empfinden gerade wir Johannes Müller viel zu tief als Problem.

In der Tat ein Problem, Johannes Müller und die Christ-

liche Welt. Schließlich die Geschichte von den zwei Königskindern: „die hatten einander so lieb; die konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief." Sie hatten einst einander lieb. Sie arbeiteten im Grunde an Einem Werk. Dann ging jedes seinen Weg. Und jedes wirkte in Segen und fand viele Freunde in der Welt. Bis sie fühlten, es ist zwischen uns nicht mehr, wie es gewesen ist. Und da sie zusammenkommen wollten, war das Wasser viel zu tief. Man lese Kochs Artikel in Nr. 30 d. v. J. Freuen wir uns, daß es zur Krisis kam. Die Christliche Welt rumort nun auch da, wo man bisher nur die „grünen Blätter" gekannt. Uns aber ist Müller etwas mehr geworden, als was man eine „interessante Erscheinung" nennt.

An ihn heranzukommen, ist freilich nicht leicht. Vorträge über ihn hören, einen zufälligen Artikel aus seiner Feder lesen, das tuts noch nicht. Das führt eher an der Sache vorbei. Wiederholt klagt Müller, wie wenig er begriffen wird. „Freund und Feind denkt bei meinem Unternehmen noch immer an »Religion«. Es ist so ziemlich das Gegenteil." Und selbst Schloß Mainberg sah Manchen, der bis zuletzt das Geheimnis nicht erfaßt. Sicher aber, wer von innen heraus mit ihm in Berührung kommt, fühlt instinktiv, daß es hier um Wahrheit, um das Leben geht. Das hat auch Koch warm anerkannt. Von seinem Standpunkt aus konnte er Müller nicht höher werten, als indem er mit seiner Kritik am Punkt des Idealismus einsetzt. Gleichwohl, den ganzen Müller trifft er damit noch nicht. Obendrein läßt die Differenz zwischen beiden noch andre Beleuchtung zu. Christliche Welt und Johannes Müller — sie können zusammenkommen! Das Wasser ist nicht zu tief! Wie sich mir das Problem darstellt, das sei im Folgenden schlicht gesagt.

2

Unermüdlich predigt unser Prophet, wohinaus er will:

> Vom Osten bis zum Westen leuchtet heute die Klarheit im innersten Leben der Menschheit auf, daß wir noch nicht sind, was wir sein sollen, sondern Uebergangsformen, untermenschliche Existenzen, chaotische Erscheinungen. Und in Vielen, die das Leuchten weckte, ist die Sehnsucht nach einem neuen Werden entbrannt, das die Wahrheit des Menschen zu Tage bringt und uns nach dem langen Leiden unter dem Leben zu der neuen Art Leben führt, die uns eigentümlich ist.
>
> Unsre Bestimmung und Wahrheit ist die innere Einheit und Klarheit, die Vollmacht, unser Selbst lauter und durchdringend im Leben zur Geltung zu bringen, etwas Ganzes zu sein und aus innerer Notwendigkeit zu leben. Der Zwiespalt in unserm Wesen ist somit ein Anzeichen dafür, daß wir noch nicht Menschen geworden sind. (Gr. Bl. 9, S. 141.)
>
> Das persönliche Leben hat zwei Brennpunkte: der eine, nennen wir es Bewußtsein, ursprüngliche Empfindung, ein durch das ganze Leben pulsierender Instinkt, ist jedenfalls eine objektive Tatsache in uns, die wir erleben, ich möchte fast sagen, die wir erleiden. Es ist ein ungeheuer ergreifendes Erlebnis, daß wir Etwas für uns selbst sind ... etwas Wunderbares, Geheimnisvolles, Einzigartiges, ein Wesen von unendlicher Tiefe, von unendlichem Wert .... Der andre Brennpunkt ist die ebenso ursprüngliche Empfindung für die Andern, die lebendig in uns aufspringt, wenn wir zu uns selbst kommen .... In einem Menschen, in dem das eigne Leben drängt und treibt, herausquillt und sich auseinanderfaltet, strömt das Herz über für die Andern. Das Erstaunen über sich selbst öffnet ihm die Augen über sie. (Gr. Bl. 9, S. 87 ff.)

In solchen und ähnlichen Tönen singt Müller sein Lied, das hohe Lied vom wahren Menschentum. Man spürts auf Schritt und Tritt, wie sehr seine Seele von dem Wunder erfüllt ist. Und das hat er als seinen Beruf entdeckt, Andern zu helfen, daß auch in ihnen der Tag anbricht. Und das ist sein Zorn: die große Lüge, die in dem offiziellen Christentum von heute steckt. Nirgends die brennende Frage: wie werden wir von Grund aus neu? Umsomehr Pflege einer Frömmigkeit und Sittlichkeit, die sich sehr wohl mit dem alten Wesen verträgt. Unsre untermenschliche Existenz in den Schein der göttlichen Gnade getaucht — weiter bringt es die kirchliche Arbeit nicht. Darum wacht auf, ihr „Christen", aus eurem Schlaf! Hinweg mit Ideen, Idealen, Religion und Moral im herkömmlichen Sinn! Macht euch von allen Befangenheiten frei! Entdeckt euch selbst! Sucht euch in Jesus: so bricht das Gotteswunder des neuen Lebens an!

3

Mit wenig Strichen ein Bild der Müllerschen Gedankenwelt. Besser: ein Bild der Kräfte, die in ihm lebendig sind. Denn das sei gleich vorausgeschickt: hier ist nichts von „System". Kein ängstliches Sorgen, ob sich jeder Stein zum Ganzen fügt. Schriftstellerei solcher Art braucht nicht eine Tugend zu sein. Hier aber ist sie, wenn nicht Kennzeichen, so Begleiterscheinung geradezu prophetischer Kraft. Aus dem überschäumenden Empfinden einer urgesunden vollsaftigen Persönlichkeit will verstanden sein, was Müller uns sagt. In die moderne Persönlichkeitskultur geht er darum nicht auf. Sucht man dennoch nach einem Wort, das ihn kurz charakterisiert, so möchte „Mystik" das zutreffendste sein. Mystik in ihrer edelsten Gestalt: das Hindurchdringen durch Konvention und Schablone, durch Ideen und Grundsätze bis zum Urgrund, aus dem das Leben fließt. Kein „liebevolles Erfassen der Wirklichkeit", kein „Versenken in das Einzelne, weil es ästhetischen Reiz hat oder über die Regel geht," dafür das Staunen über das Wunder in uns, das Wittern der „objektiven Wahrheit" (ein Lieblingswort Müllers), die allem Menschentum und Weltgeschehen zu Grunde liegt, kurz: Leben aus ursprünglicher Empfindung heraus! Kein Wunder, daß hier die Kritik einsetzt. Wo bleibt bei Müller das ethische Moment? Wo die Verpflichtung gegen das Ideal? Wo der heilige Kampf der Selbstüberwindung, der auch den Größten bis zuletzt nicht erspart wird:

> Schreibt auf meinen Leichenstein:
> Dieser ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein!

So fragt nicht nur Koch. So fragen Alle, denen Gewissen und Pflicht mehr als Erscheinungen untermenschlicher Existenz sind. Im sittlichen Charakter offenbart sich uns der Mensch erst als Mensch. Das steht bei Goethe ebenso zu lesen wie bei Kant. Ist nicht das der Jammer unsrer Zeit, der Abfall vom Ideal, der in Blasiertheit, Stumpfsinn und brutalem Egoismus oben und unten zu Tage tritt? Hat nicht andrerseits die Sozialdemokratie das unbestreitbare Verdienst, mit ihren Idealen ganze Volksschichten zu bewußtem Leben emporgerissen zu haben, die unter der patriarchalischen Obhut von Staat und Kirche nur noch mehr verkümmert wären?

Einwände, die sich von selbst aufdrängen. Die Frage ist nur, ob das alles Müller trifft. Offenbar fehlts hierüber an Klarheit bei Freund und Feind. Hier und da im Müllerschen Freundeskreis tatsächlich Ausschaltung aller ethischen Norm aus dem neuen Menschentum. Neues Menschentum — das bedeutet für manchen wohl ein hoffnungsvolles Ahnen zukünftiger Herrlichkeit, ein sich nach ihr Strecken mit jeder Faser der Seele und, wo das Ziel verfehlt wird, ein „Unbehagen" in der Brust. Alles Andere, Pflichtgefühl, Schuldbewußtsein, ist abgetan. Geist entschieden von Müllers Geist. Und doch, sehe ich recht, ist diese Ueberethik, wenigstens in ihrer schroffen Form, Uebermüllertum. Antipathien gegen Ideen und Ideale finden sich freilich reichlich bei ihm:

> Ich pfeife auf alle Ideen. Denn ich finde, sie sind unfruchtbar für das Leben. Nicht Ideen und Ideale, sondern Lebensvorgänge interessieren mich. (Gr. Bl. 9, S. 158.)
>
> Persönliches Leben ist für uns ebensowenig ein Ideal, wie die Ernte für den Landwirt ein Ideal ist. Sondern es ist ein Ziel, und zwar ein Ziel, das naturnotwendig erreicht werden muß, wenn die Vorbedingungen dazu vorhanden sind. (Gr. Bl. 9, S. 85.)

Müller ist in der Tat ein Ideenfeind. Schon diese Zitate deuten an, was ihn dazu gemacht hat. Einmal der Widerspruch gegen die kirchliche Erbsündentheorie, die dem Menschen die Fähigkeit zum Guten abspricht. Dagegen sträubt sich seine gesunde Natur. Auch die Erfahrung an Anderen hat ihn einen fröhlichen Optimismus gelehrt: räumt nur erst im Menschen das Chaos hinweg; ihr werdet staunen, wie herrlich sein wahres Wesen erblüht! Und dann die Beobachtung, daß die Begeisterung für Ideale so oft nur Flunkerei ist. Auch das macht ihn scheu, daß im Begriff des Ideals der Gedanke der Himmelsferne, der Unerreichbarkeit liegt, der das Streben oft eher lähmt und hemmt. Vor allem aber das Bedenken: das Leben wird so unter Gesetz und Zwang gebeugt, seine Entwicklung allzuleicht in naturwidrige Bahn gedrängt.

Gehen wir nicht auf alles Einzelne ein. Jedenfalls ist seine Furcht vor dem Joch der ethischen Norm gegenstandslos. Jede tiefere Ethik von heute kommt darauf hinaus, daß das Sittengesetz nichts Andres als das Wesensgesetz des Menschen ist, der Ausdruck seines wahrhaftigen Seins, nicht eine von außen an ihn herantretende Macht. Graue*) formuliert z. B.:

Der Mensch ist hier (im Sittengesetz) sich selbst ein Gesetz. Nämlich der ideale Kern der Persönlichkeit, das Wesen dessen, was wir Geist nennen, das wahre Ich des Menschen ist das fordernde Subjekt.

Jede tiefere Ethik ist auch weit davon entfernt, das Ideal, dem sich der Mensch verpflichtet weiß, inhaltlich festzulegen und damit der inneren Entwicklung Gewalt anzutun. Wir wissen gar wohl, je tiefer wir uns erfassen, umso mehr vertieft und bereichert sich auch unser Ideal und eröffnet uns immer neue Ausblicke in unermeßliche Höhen seelischen Wachstums. Wie uns denn schon Schleiermacher gelehrt, daß das Ideal nicht als eine von Allen in gleicher Weise zu verwirklichende Vernunftwahrheit aufzufassen ist, vielmehr in einer unübersehbaren Fülle in sich selbst wertvoller und selbständiger Gestaltungen Wirklichkeit wird.

Das alles wird aber Müller um so höher werten, je weniger er selbst das Sollen aus dem neuen Menschentum streicht. Wolle nur, was du sollst! Selbstherrscher sind wir nur als Selbstbeherrscher! Je größer die Gnade, um so höher die Verantwortung! So hören wir wiederholt von ihm. Die Frage ist nur, wie sich beides verträgt, das Sollen und das ursprüngliche Empfinden, aus dem das neue Leben quillt. Antwort gibt am klarsten sein Aufsatz „Der Wille und das Werden“ (Gr. Bl. Bd. 9): neue Sittlichkeit ist ein Leben über sittliche Grundsätze hinaus, ein Leben aus unmittelbarem Empfinden. Dazu kommt es aber nicht ohne bestimmtes Verhalten, das den Menschen für die schöpferische Einwirkung Gottes empfänglich macht. In gleicher Weise muß das neue Werden von einem bestimmten Verhalten begleitet sein. Mit andern Worten: ohne Jesusnachfolge, ohne Verleugnung des alten Wesens, ohne Erfüllung des Jesuswillens kein Leben in Kraft!

Also ist doch die alte Sittlichkeit auch auf der höheren Stufe der Kultur unentbehrlich, so gewiß der neue Mensch immer nur ein werdender ist! Nur daß sie wohl die Pforte zur neuen Herrlichkeit und ihre Begleiterscheinung, nicht aber das neue Wesen selbst ist! Ein Gedanke, der sicher tief ethischen Naturen nicht genügt. Sie werden Müller entgegenhalten: gerade das Ideal wars, das uns über uns selbst hinaushob und uns eine neue Wirklichkeit erschloß. Aber doch ein Gedanke, der einigermaßen von Müller zu Kant die Brücke schlägt. Führt er doch Müllers unbegrenzte Zuversicht zur Menschennatur auf das durch die Erfahrung gegebene Maß zurück: Selbstzucht muß nebenher gehen, wie reich auch das innere Leben strömt. Ein letzter Rest des „Chaos“, der lebenhemmenden und lebenzerstörenden Mächte („Sünde“ im Müllerschen Sinn), bleibt auch im Höchstentwickelten zurück und fordert Wachsamkeit und Kampf. Libertinismus ist in der Tat der Müllerschen Lebens- und Erziehungspraxis durchaus fremd.

Andrerseits haben wir nun freie Bahn, um freudig zu würdigen, was uns Müller über Kant hinaus schenkt. Was er selbst mit Urgewalt erlebt, weckt er auch in uns zum Leben auf: die göttliche Genialität, die das Geheimnis des Daseins ahnend erfaßt und dem ungeschauten Ziele vollendeter Menschenherrlichkeit mit innerer Sicherheit entgegenstrebt. Etwa im Sinne des Goethewortes: Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt. In wessen Brust fände das aber keinen Widerhall! Der Name Pflicht behält wohl für alle Zeiten seinen erhabenen Klang. Nie soll es vergessen werden, was Kant mahnt:

Wir sollen uns nicht gleichsam als Volontäre mit stolzer Einbildung über die Gedanken an Pflicht hinwegsetzen, als vom Gebot unabhängig, und bloß aus eigener Lust das tun wollen, wozu für uns kein Gebot nötig wäre.

Dennoch ist Pflicht nicht der höchste Name, der den Menschen gegeben, und der Pflichtenmensch Kants, wie Paulsen einmal sagt, geradezu ein Schreckgespenst. Das Zarteste in unserm Leben stammt jedenfalls nicht aus diesem Quell. Der Dichter weiß nichts von Pflicht, wenn seiner Seele Geheimnis im Lied ausströmt, und echte Begeisterung treibt Blüten, schafft Werte und entbindet Kräfte, die da unbekannt sind, wo allein der Gehorsam gegen das Gesetz regiert. In diese Tiefen führt uns aber Müller. Ursprüngliche Empfindung ist ihm ja nicht ein Gefühlsrausch, der noch schneller verfliegt, wie er kommt. Auch nicht das, was man im Gegensatz zur kämpfenden die siegende Sittlichkeit nennt. Vielmehr der Wandel in einer Klarheit und Kraft, die ihre Gewißheit in sich selbst trägt; eine innere Verfassung, die beides ermöglicht: das Leben in die Hand zu nehmen und zugleich sich von einem göttlichen Instinkt treiben zu lassen — schöpferische Gestaltung des Lebens zu einem Kunstwerk von eigentümlichem Glanz und Wert, etwa wie Kinkel von unsern Geisteshelden einmal rühmt:

Ein Kunstwerk war für Euch das Leben,
Uns war es nichts, als eine Tat!

Paßt aber mit Alledem Müller in kein System — um so besser für uns! Lernen wir es an ihm wieder einmal, daß sich der Reichtum des Lebens nie in Einer Formel, auch nicht in der ethischen, erschöpft! Beide Elemente, das ethische und das mystische, mit einander vereint, bei jedem Einzelnen wieder anders ausgeprägt — das ergibt erst höchste Menschenkultur!

4

Müller bleibt bei dem bisher besprochenen Gedanken nicht stehen. Seinem prophetischen Blick erschließen sich alsbald noch andre Tiefen im Daseinsgeheimnis: wer das Leben ursprünglich erfaßt, erfaßt damit auch Gott. So steht als zweites Problem die Religions- und Gottesfrage vor uns. Dringen wir hier von der Peripherie zum Zentrum vor:

Das Menschheitsproblem wird durch das heutige Christentum nicht gelöst. Alle Erscheinungen neuen Lebens sind der Kirche fremd geworden. Das Christentum ist heute das religiöse Labsal für eine sterbende Menschheit.

Das Christentum ist Menschwerdung. Später allerdings wurde es „Religion“ und schuf die Imitation des Reiches Gottes. Die Kirche hat das zwar nicht ganz vergessen, aber in Lehre umgesetzt; so hilft sie zur moralischen Bändigung der Massen. (Bausteine 1.—3. Stück.)

Die Kirche hinkt allen Werdeprozessen nach. Sie macht heute viel Lärm. In einer wahren Sintflut von Andachten, Predigten, Bibelstunden, Erbauungsbüchern ist das Neuland Gottes untergegangen.

Die Werdefähigen sitzen heute vielfach außerhalb des Christentums. Kirchenrecht, Kirchenpolitik, Liturgie, Proselytenmacherei, die Entartung der Sakramente — das alles treibt man mit einem Eifer, als ob damit das Neuland Gottes geschaffen würde. (Verstreute Sätze aus den Gr. Bl.)

Genug der Kritik. Ein wohlfeiles Geschäft, nachzuweisen, daß sie hier und da über das Ziel hinausschießt! Ich lasse mich nicht darauf ein. Als Ganzes besteht sie doch zurecht und wirkt geradezu erschütternd auf uns. So wenig hat Johannes Müller, der Innerlichsten einer in unsrer Zeit, für das Gebilde übrig, das man Kirche nennt! Wann wird es dieser Kirche aufgehen, daß sie heute vielfach Totengräberarbeit tut?

Hier interessiert uns viel mehr, was Müller an Stelle des Kirchentums setzt. Nicht etwa „Religion“. Religion gehört ins alte Wesen:

Religion ist Pflege einer Spezialität, sorgfältige Kultur einer besondern Seite unsres inneren Lebens, der religiösen Anlage, die sie zu einem bedeutsamen Faktor neben andern, z. B. Verstand, Geschmack, Selbsterhaltungstrieb, heranzubilden und zur Herrschaft über sie zu führen sucht.

Frömmigkeit und Sittenreinheit kann sich auch mit anorganischem Leben verbinden.

Die übliche Frömmigkeit ist ein großes Stück- und Flickwerk. (Gr. Bl. 9, S. 174.)

Auch das macht das neue Leben nicht, daß der Mensch an Gott „glaubt“:

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es wenig verschlägt, ob Jemand an Gott glaubt oder nicht. Wenn aber Jemand in seinem Leben auch nur die leiseste Berührung mit dem lebendigen Gott verspürt, so ist er ein Andrer geworden. (Gr. Bl. 1, S. 31.)

Ob Einer vom Dasein Gottes überzeugt ist oder nicht, ob er in

*) G. H. Graue, Die selbständige Stellung der Sittlichkeit zur Religion. Braunschweig, Schwetschke und Sohn 1892.

Christus einen gewöhnlichen Menschen oder einen Gott erblickt, ob er an die Unsterblichkeit der Seele glaubt oder nicht, das ist in Wirklichkeit ziemlich gleichgiltig und nur für die Welt seiner Gedanken von einiger Bedeutung. (Gr. Bl. 3, S. 257.)

Glauben im herkömmlichen Sinn ist eben ein ohnmächtiges Ding. Ein bloßes Wissen von Gott, ein Vertrauen auf ihn, das nicht mehr als Anlehnung an ihn ist, — das führt noch nicht zur Wiedergeburt, geschweige denn, daß es das neue Leben selbst ist. Um so herrlicher des echten Glaubens Art:

Glaube ist ursprüngliche Empfindung der lebendigen Wirklichkeit, die die Menschen seit Urzeiten mit dem Worte Gott angedeutet. (Gr. Bl. 7, S. 3.)

Glaube ist das Schauen und Innewerden des verborgenen Lebens, der ruhenden Kraft, der keimenden Wahrheit in allem Sein und Geschehen, ... die Empfänglichkeit für die Spannungen der Daseinsnot und den Werdedrang ... und der daraus entspringende Schöpfungs- und Erlösungstrieb. Glaube ist also die eigentliche Lebensfähigkeit. (Gr. Bl. 10, S. 232.)

Halten wir einen Augenblick inne. Sicher kommt mancher Leser mit diesen Sätzen nicht zurecht. Sie rollen in der Tat Probleme auf, die von der Theologie bis heute noch keineswegs gelöst sind. Wie uns überhaupt Müller, der große Gegner aller Theologie, durch fast alle theologischen Meisterfragen jagt. Dazu kommt, daß seine Ausführungen durchaus nicht immer einhellig und eindeutig sind. Beschränken wir uns im Interesse der Klarheit auf den Gedanken, an dem ihm Alles liegt: Glaube ist Empfindung neuen Lebens, schöpferische Kraft, ist Auswirkung unsres innersten Seins, während das Kirchenchristentum eine Frömmigkeit pflegt, die neben dem Leben hergeht, zum mindesten nicht das ganze Innere durchdringt. Vor diese Alternative gestellt, können wir nicht im Zweifel sein, wer von beiden das religiöse Geheimnis tiefer erfaßt. Müller rührt hier in der Tat an einen der wundesten Punkte unsres offiziellen Christentums. Läuft doch der kirchliche Betrieb allzuleicht darauf hinaus, die Religion zu einer „Weihe" des Lebens zu degradieren, „unsre untermenschliche Existenz in den Schein der göttlichen Gnade zu tauchen." Welche Folgen das aber hat, braucht kaum ausgeführt zu werden. Für die Religion selbst der Anfang vom Ende. Eine Religion, die nicht „Schöpfung" ist, hat ihre Rolle ausgespielt. Als „Labsal für eine sterbende Menschheit" fristet sie gewiß noch ein langes Dasein, die Zukunft gehört ihr dennoch nicht. Und wer will leugnen, daß schon heute in vielen Atheisten das Ursprüngliche, Ewige, Göttliche kräftiger quillt, als in denen, die der Stolz der Kirche sind! Rechnen wir es ihm darum hoch an, daß er mit aller Schärfe der „Religion" den Krieg erklärt, den kirchlichen Dunstkreis durchbricht und das Christentum als Menschwerdung proklamiert.

Nur ist damit das Frömmigkeitsproblem noch nicht völlig gelöst. So wenig gelöst, wie in dem Goethewort: Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion. Oder ist unser innerstes Gemüt schon mit der Empfindung ursprünglicher Kraft erschöpft? Lebt nicht ebenso ursprünglich die Sehnsucht darin, „sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben?"*) Mit andern Worten: Freiheitsbewußtsein und Abhängigkeitsgefühl — beides konstitutive Merkmale wahrer Religion, wahren Menschentums. Und zwar letzteres so sehr, daß dieser Drang unsres Ich, nicht Freiherr, sondern Lehnsmann einer höheren Macht zu sein, nicht Hemmung, sondern Hebung und Bereicherung unsrer Persönlichkeit bedeutet. Der Atheismus ist darum auch da, wo ein reiches Innenleben hinter ihm steht, noch nicht die volle Wahrheit, zu der wir berufen sind. Sein Manko besteht nicht darin, daß er den Gottesgedanken aus theoretischen Gründen ablehnt, sondern daß er sein bestes Teil nicht als ein Geschenk empfindet und sich einer höheren Macht nicht verpflichtet fühlt.

Soviel ich sehe, kommt auch Müller darauf zu. Hier und da setzt er freilich Glauben und ursprüngliches Empfinden fast gleich. Die Gottbezogenheit tritt stark zurück. Sicher spielt hier seine Geringschätzung aller Weltanschauungsfragen herein. Erklärt er doch mit Nachdruck:

*) Daß ich Goethe öfters anziehe, wird Müller selbst am ehesten verstehen. Er hat ja in neuerer Zeit seine Verwandtschaft mit jenem entdeckt.

Meine Hauptaufgabe besteht darin, die Menschen von der Uebermacht der Theorien zu erlösen, um sie zu ursprünglicher Kraft zu führen. (Gr. Bl. 3, S. 258.)

Warum sollte man sich dessen nicht freuen! Nicht als wären Weltanschauungen ein unerlaubter Luxus in unsrer Zeit. Inneres Leben erzeugen sie freilich nicht, so gewiß sie zum guten Teil selbst erst Früchte inneren Lebens sind. So ganz gleichgiltig bleibt es dennoch für die innere Verfassung nicht, wie sich die Welt im Kopfe spiegelt. Wechselwirkung ist vorhanden, wie die Erfahrung immer wieder zeigt. Und ist nicht für Viele die gedankliche Erfassung der Wirklichkeit geradezu Lebensnotwendigkeit? Es wäre ihnen Sünde, wollten sie sich ihr entziehen. Noch mehr, sie können sich ihr gar nicht entziehen, ohne sich selbst aufzugeben. Und das sähe ich gern von Müller anerkannt. Er verwirft ja auch das intellektuelle Moment nicht durchaus. Welchen Sinn hätte auch sonst seine Schriftstellerei! Einmal versteigt er sich sogar zu dem Bekenntnis:

Ich bin durch den Atheismus hindurchgegangen; was ihn zerbrach, war der Verstand. Unser Gemüt könnte schließlich ohne die Zurückbeziehung auf Gott leben. Aber unser Verstand zwingt uns dazu, ihn anzuerkennen. (Gr. Bl. 3, S. 260.)

Scharf genommen ist das freilich der strikte Gegensatz zu meinem Verständnis der Frömmigkeit. Ein Zutrauen zu der Leistungsfähigkeit des Intellekts, das unser einer nicht aufbringt. Man presse aber den Satz nicht zu sehr. Seine allzu scharfe Pointierung erklärt sich einigermaßen aus der Polemik gegen die atheistischen Angriffe auf den Gottesgedanken. Es bleibt vielmehr dabei, Müller denkt von Weltanschauungen gering. Das ist ihm einer der ärgsten Schäden an unserm Kirchentum, das Pochen auf Lehren und Ueberzeugungen. Bei uns Theologen „Theorietrödel" und „Gedankensucht", im kirchlichen Leben konfessioneller Haß, in Millionen von Seelen „Lebensangst unter dem unerträglichen Joch eines komplizierten Heilssystems". Wir kommen später darauf zurück. Im Vorbeigehen sei nur bemerkt, für unser Gefühl geht die konfessionelle Differenz weit über Weltanschauungsfragen bis in die Wurzeln religiösen Lebens zurück. Sie reicht bis in die Tiefen, aus denen in Müllers Sinn alles Leben quillt. Seine Warnung vor „Gedankensucht" finde dennoch bei uns williges Gehör! Sie ist in der Tat für uns Kirchenleute eine ernste Gefahr. Fragt nicht soviel nach Richtung, Weltbild und System! Hauptsache, daß einer ein ganzer Kerl ist! Nicht einmal in der Ehe kommt es Müller auf Gedankenübereinstimmung an. Das Ideal geradezu: zwei Menschenkinder vereint, deren soziale Herkunft und Gedankenwelt total verschieden ist, beide aber tiefgründig und hochgesinnt! In all diesen Fragen gehen Viele von uns weit mit ihm und danken es ihm, daß er immer wieder den Finger auf die Hauptsache legt. Trotzdem bleibt die Frage noch offen: Erschöpft die Formel „glauben heißt — ursprünglich empfinden" das Geheimnis in unsrer Brust? Sofern man nämlich mit dem ursprünglichen Empfinden nur ein Leben aus überströmenden inneren Kräften meint! Von mir aus verneine ich das. Die Gottbezogenheit ist eben nicht eine nachträgliche Reflexion über einen vorhandenen Tatbestand, eine Reflexion, an der nicht viel gelegen ist. Sie ist ursprüngliches Element, ja Vollendung unsres inneren Seins.

Zu meiner Freude klingt das bei Müller trotz mancher gegenteiligen Wendung deutlich an. Der Glaube ist ihm Gnadengeschenk, das Gebet innerstes Bedürfen. Was heißt dann aber der Satz: „wer das Leben ursprünglich erfaßt, erfaßt damit auch Gott"? Nicht etwa: genug, wenn das Ursprüngliche quillt, ob es der Mensch als göttliche Kraft empfindet oder nicht. Es ist eben doch das Göttliche in uns! Vielmehr: wo Ursprüngliches in voller Kraft und Tiefe lebt, da erfaßt sich der Mensch als von höherer Macht gesetzt und gibt sich ihr mit ganzer Seele hin! Treffe ich aber damit Müllers Sinn, dann streiten wir nicht mehr über das Wort „Religion". Wir wissen uns doch im Innersten eins. Beide verurteilen wir ihre Veräußerlichung in der Gegenwart. Beide bekämpfen wir die Uebermacht der Theorie. Beide fühlen wir, ein Quentlein ursprünglicher Kraft ist unendlich mehr wert als ein Zentner unpersönlicher Frömmigkeit. Beide halten wir aber auch daran fest: zum persönlich Werden gehört auch das, wovon Augustinus sagt: Unser Herz

ist unruhig, bis es ruht in Gott! Und bleiben doch noch nebensächliche Differenzen — wir danken es ihm nochmals, daß er jedem Christentum, das nicht auf Menschwerdung abzielt, kräftig zu Leibe geht und sich mit der Wucht seiner urwüchsigen Persönlichkeit gegen das Scheinwesen auflehnt, das süßliche Sentimentalität und starrer Intellektualismus unter dem heiligen Namen der Religion zum Verderben der Menschenseelen pflegt!

5

Spinnen wir den Faden ein wenig weiter. Wie es zum Glauben kommt? Das ist für Müller wie für uns schließlich Gottes Geheimnis. Nur soviel läßt sich sagen, Glaube ist nicht Sache des Wollens, sondern des Könnens. Es bedarf dazu eines besondern Organes, vor allem der Klarheit des ganzen Wesens (Gr. Bl. 3, S. 278). Wobei dahin stehen mag, ob sich folgende Behauptung halten läßt:

Der Glaube ist Gabe. Trotzdem sage ich Jedem, der ....: du hast dich selbst um die Gabe gebracht; sie ist dir verwüstet worden oder du hast sie verkümmern lassen. Denn die Fähigkeit zu empfinden, hat jeder Mensch nach allen Seiten hin. (Gr. Bl. 7, S. 40 ff.)

In diesem Zusammenhang legt Müller auch auf die geschichtlichen Faktoren des Christentums Wert. Vor allem auf Jesu Person. Wir verstehen es jetzt, daß er ihn nicht als religiösen Heros oder als Propheten neuer Gedanken preist. „Vielmehr liegt Alles an seinem großen Unternehmen: es soll Reich Gottes werden!“ Reich Gottes als Gemeinschaft ursprünglichen Lebens gedacht. Es ist geradezu das schmerzlichste Erlebnis für Müller, „daß die Lebensanstöße Jesu als religiöse und sittliche mißbraucht werden.“ War er doch im eminenten Sinn der Mensch. Sein Ziel: aus neuen Menschen eine neue Welt!

Darum kümmerte er sich nicht um soziale und nationale Nöte, nicht um Kunst und Bildung, sondern ging darauf aus, Menschen werden zu lassen. Mit andern Worten: Jesus faßte das Unternehmen im Zentrum an, wir in der Peripherie! Mit übermenschlichem Tiefblick durchschaute er die Menschenexistenz in ihrer ursprünglichen Bestimmung, wie in ihrem jetzigen Verderben. Er sagte auch nicht: ich habe viel über das Schicksal der Menschheit nachgedacht. Vielmehr war der lebendige Gott über ihn gekommen, und sein schöpferisches Leben drang aus allen Poren. Ursprüngliche Gesundheit breitete sich aus. Es ging wie ein Rauschen schöpferischer Bewegung durch die Menschen. Er gab keine Definition vom Reiche Gottes. Er brachte es. Er ließ es erleben. (Gr. Bl. 8, S. 92.)

So hat auch Jesus keinerlei Lehre als Wahrheit verkündet, noch den Menschen zugemutet daran zu glauben:

Mit seinem Wort „ich bin die Wahrheit“ zertrümmerte er die scholastischen Tempel der Religionstheorien seines Volks.

Das treibende Motiv bei Jesus ist nicht der Trost der Religion, nicht die Zucht der Religion, nicht die seelische Erbauung, sondern die Schöpfung des Chaos zum Kosmos. (Gr. Bl. 8, S. 89.)

Und zwar ist Jesus der erste, ja der einzige Mensch!

Alle Religionen und Philosophien sind nicht Ansätze zur Verwirklichung der menschlichen Bestimmung, sondern nur Sehnsucht und Chaos. Nirgends kam es zu einer Offenbarung des lebendigen Gottes in der vorwärts drängenden Entwicklung. Denn Gott war nirgends dabei als bei Jesus. Er stellte die Wahrheit des Menschen mit einer Wucht und Klarheit dar, daß sich daneben nicht Buddha oder Sokrates stellen läßt. Er war organisches Gebilde, alle Andern anorganisches Geschiebe. (Bausteine 1, S. 69 ff.)

Darum Anschluß an Jesus!

Ueberall sonst ist totale Verrottung, kein Fortschritt, weder im Ganzen noch in der einzelnen Persönlichkeit. Die Weltgeschichte geradezu ein Vernichtungsprozeß. Da trifft uns Jesus, und in ihm Gott mit seiner erlösenden Kraft. Sein Wort geht Alle an, gleichviel welcher Religion sie sind.

Freilich ist es ein Notstand, daß wir die, die Gott suchen, im Allgemeinen nur auf den geschichtlichen Christus weisen können und nicht auf den lebendigen Gott in den Menschen von heute. (Gr. Bl. 3, S. 282.)

Seine Gestalt ist aber im Neuen Testament so lebendig, daß er mit seiner wunderbaren Macht in unser heutiges Dasein greift. Kritik und Abstand der Zeit fechten uns dabei wenig an. Das Problem Mensch ist heute noch dasselbe. Nicht aber so, daß wir seine Lebenshaltung innerlich verarbeiten und seine Lebensweisheit zur Richtschnur nehmen. Macht kein Moralgesetz aus ihm! Er muß Schöpfer neuen Lebens werden! Wer Kindesart an sich trägt, in dem bricht der Klärungsprozeß an.

Auch alles weitere Wachstum steht unter ihm. Der Schöpfer ist zugleich der Erzieher unsrer Innerlichkeit.

Aus dem Bisherigen ergibt sich mein Urteil von selbst. Jesus hat nach Müller keine neue Religion gebracht. Gewiß nicht, versteht man das Wort Religion im landläufigen Sinn. Die Gottbezogenheit war dennoch seiner Seele Grundelement. Auch zu den kraftvollsten, höchstgesinnten Atheisten hätte er gesagt: Wenn ihr wüßtet, was zu eurem Frieden dient! Jesus hat nach Müller auch nicht sittliche Lebensanstöße gegeben. Gewiß nicht, denkt man an einen Moralkodex. Das ethische Ideal kam gleichwohl bei ihm zu seinem Recht. Der heilige Gott ward von ihm mit der gleichen Intensität erlebt, wie der Schöpfer- und Erlösergott. Ehrfurcht und Gehorsam vor Gott sind Grundtöne des Evangeliums. In der kirchlichen Verkündigung von heute kommen sie freilich zu kurz.

Trotz dieses doppelten Vorbehalts stimme ich Müller freudig zu: Jesus der Schöpfer wahren Menschentums! Wie gründlich befreit uns das von der kirchlichen „Heilsordnung“, die so genau weiß, wie es im Menschen zur Bekehrung kommt! Wie vertieft das zugleich unsre Arbeit: impft nicht „Glauben“ ein, helft den Menschen zu neuer Kraft! Welch äußerlich Ding werden uns alle Bemühungen um bloße Kirchenfrömmigkeit! Sie hat gewiß erzieherischen Wert. Seht aber zu, daß sie den Seelen nicht zum Fallstrick wird! Und wer will leugnen, daß hier Vieles im Argen liegt? Daß die Kirche hier und da wohl gottergebne, treue, sanfte Menschen erzieht, nicht aber Menschen nach Jesu Art, Menschen, in denen das Innerste zum Leben erwacht? Steckt nicht Wahrheit darin:

Das meiste Kirchliche ist unhaltbar. Denn so Vieles auch sittlich erziehend und religiös erbaulich wirken mag, dem neuen Werden dient es nicht. Es beruhigt, statt die innere Unruhe des Suchens anzuregen. Es führt nicht zum Erlebnis Gottes, sondern stumpft dafür ab. (Gr. Bl. 8, S. 209.)

Ein unschätzbarer Dienst, den uns Müller mit alle dem leistet! So hoch schlage ich ihn an, daß mir Alles, was man von Theologie wegen einwenden kann, leicht wiegt. Was verschlägt es denn, daß Müller mit den biblischen Quellen nicht historisch-kritisch umgeht? Daß er nicht fragt, ob ein Jesuswort bei Matthäus oder Johannes steht? Wenn in ihm nur die Herrlichkeit leuchtet, zu der wir berufen sind! Hat er damit nicht Recht? Kommt man diesen Worten anders als mit genialer Intuition bei?

Ernster freilich ein andres Bedenken. Ist nicht der Anschluß an Jesus bloße Theorie? In Praxis für uns baare Unmöglichkeit? Auch gar kein Bedürfnis für die, denen geschichtliche Bildung fehlt! In der Tat hatte ich an diesem Punkte zeitweilig den Eindruck, daß der eifrige Theologengegner selbst noch viel zu viel Theolog ist. Heute komme ich leichter darüber hinweg. Müller weiß, daß Jesus jeder neuen Zeit durch geniale Menschen neu vermittelt werden muß. Er weiß das nicht nur, er versucht das selbst großzügig (wenn auch mit mancher Willkür) in seinem Buch über die Bergpredigt. Er bietet sie uns „verdeutscht“, „vergegenwärtigt“ und wie Niebergall als Rezensent einmal sagt, „vermüllert“ dar.*) Andrerseits ist Tatsache, daß er gerade durch seine Mittlertätigkeit schon Manchen zu eignem Suchen und Sehen angeregt, wie ihm ja überhaupt alles Nachtreten von Grund aus verhaßt ist. Daß trotzdem mancher Widerspruch auf unsrer Seite bleibt, versteht sich von selbst. So verträgt es sich schlechterdings mit unserm Verständnis der Geschichte nicht, wenn Müller hin und wieder die Person Jesu absolut isoliert: nirgends Gott außer in ihm! Doch das nebenbei. Er korrigiert sich selbst ja in diesen Dingen immer wieder.

Ein Wort aber noch über seine Stellung zu uns Theologen und unsrer Wissenschaft. Mit frischem Ingrimm, der auch für uns etwas Erquickendes hat, geht er gegen uns vor. Kein größerer Aufsatz über Jesusworte ohne solche Attacken. Nur daß sie nicht immer siegreich sind! Der Fehler ist, daß er mit uns zu wenig Berührung hat. Wohl ist er sich be-

*) Aehnlich in seinem soeben erschienenen Werk: Die Reden Jesu, verdeutscht und vergegenwärtigt. 1. Band: Von der Menschwerdung. München, Beck. Vgl. Chr. W. 1908, 49, 1196.

wußt, wieviel er Harnack verdankt. Wie mancher Gedanke klingt deutlich an Herrmann an! Trotzdem fehlt Viel, daß er wissenschaftliche und praktische Arbeiten auf unsrer Seite versteht. Es befremdet schon, daß er von der Dogmengeschichte schlankweg urteilt:

Was man Dogmengeschichte ... nennt, ist die Geschichte der Verirrung der Wahrheit in das Gebiet der Theorie, wo sie die Beute der Spekulation und Spitzfindigkeit wurde. (Gr. Bl. 3, S. 109.)

Soviel auch daran wahr ist, dieser gewaltigen Bewegung wird man mit solchem Verdikt nicht gerecht. Es befremdet weiter, was er über uns schreibt:

Sie wissen Alles [nämlich wie wir der Lebensmacht des Alls habhaft werden können] so ausgezeichnet, daß sie gar nicht merken, wie sie in Wahrheit Nichts wissen, wie ihnen all die Geheimnisse, die sie begrifflich wundervoll wie ein Uhrwerk auseinanderlegen, in Wahrheit gänzlich verborgen sind, weil sie nichts davon erlebt haben. Oder hat schon einmal Jemand von einem Theologen die Antwort gehört: das weiß ich nicht? (Gr. Bl. 10, S. 60.)

Ahnt Müller nicht, wie stark von uns in der Religion das Geheimnis betont wird? Wie entfernt wir — gerade im Gegensatz zur Orthodoxie — davon sind, die Alleswisser zu spielen? Gewiß, auch wir treiben Theologie, nicht exegetische und geschichtliche allein, auch systematische Theologie. Wir treiben sie in dem Sinn, in dem Müller selbst schreibt:

„Glauben braucht Wissen. Wir müssen in Klarheit des Geistes ergreifen, was über uns kam, wenn es unser werden soll. Erst wenn wir es denkend begreifen und einordnen, wird es persönlich verarbeitet ... Die Ohnmacht zum Wissen ist immer ein Zeichen unpersönlichen Lebens. (Gr. Bl. 7, S. 10 ff.)

Ganz unser Standpunkt! Auch wir meinen: erst Erleben, dann aber auch Wissen vom Erleben! Warum dann aber der Eifer gegen uns? Gewiß haben wir daneben auch Theorie, „Wissen", wo kein Erleben ist. Müller ist aber selbst der beste Beweis, daß es ohne den „Theorietrödel" doch nicht ganz geht, wenn es gilt, Seelenleben und Außenwelt, Vergangenheit und Gegenwart einheitlich zu verbinden. Was bedeuten seine Gedanken über die Weltgeschichte oder über den früheren Zusammenhang der Menschheit mit Gott, und Anderes mehr, wenn nicht Theorie? Nein, Theorie hat auch ihr Recht! Nur darauf kommt es an, daß das Wissen nicht autoritativ auftritt. Und darauf, daß es als sekundäres Moment nicht mit dem Wesen der Sache verwechselt wird. In diesem Sinn arbeitet aber die heutige freigesinnte Theologie. Ihre Losung geradezu: Befreiung der Religion von der Theologie! Es ist darum ungerecht, wenn Müller auch in seinem neuesten Werke schreibt:

Die liberale Theologie gibt dem Joch nur eine moderne Aufmachung, aber die Last bleibt dieselbe. Sie sucht es erträglicher zu machen, indem sie ihm seine Ecken und Kanten nimmt, aber sie hebt den Druck nicht auf. Hier wie dort bleibt der Mensch unterjocht, und außer der Kirche gibt es kein Heil. (Reden Jesu, 1, S. 260.)

Ich verhehle es mir nicht, in dem Punkte ist zwischen uns eine ernste Differenz. Sie wird erst dann verschwinden, wenn Johannes Müller zu gerechterer Würdigung unsrer Arbeit gelangt. Andrerseits schlagen auch wir an unsre Brust! Wahrheit ist Leben, das muß noch viel ernster von uns erfaßt und durchgeführt werden! Die brennendste Frage für uns ist nicht die Christologie, nicht der Monismus, nicht das Kirchentum, sondern: wie kommt es in den Seelen zur Kraft, zur Ursprünglichkeit — zur Wiedergeburt!

6

Wiedergeburt! Neues Menschentum! Auch Müller stammelt nur, so oft er von dem Zukunftsgeheimnis spricht. Dennoch, vertraust du dich seiner Führung an, so führt er dich Schritt für Schritt dem Neuland Gottes entgegen, das seine Seele ahnt. Freilich ein Weg, der über Trümmer führt! Wieviele Idole unsrer Oberflächenkultur müssen stürzen, ehe das Neue kommt! Man muß es ihm lassen, er schafft reine Bahn. Reform des Jugendunterrichts: heute ist er Menschenquälerei! Vertiefung des Eheproblems: in der Ehe steckt das Geheimnis der Menschwerdung! Verinnerlichung der Frauenbewegung: die gegenwärtige Notlage die Folge unsrer Pseudokultur! Erlösung der Menschen aus Furcht und Zweifel, Trauer und Not! Mag sein, daß dir dieser oder jener Gedanke ein Aergernis ist. Aengstliche Gemüter hören hier Manches, was sie entsetzt. Auch Hochgesinnte können nicht überall mit. So kommen z. B. die Ideale der heutigen Frauenbewegung nicht durchweg zu ihrem Recht, wie Treffliches er über die Eigenart der Geschlechter sagt. Hauptsache ist, er öffnet uns die Augen dafür, daß von innen heraus ein Neues werden muß. Was das Neue ist, wie es in vertiefter Gemeinschaft der Menschen seine Herrlichkeit immer köstlicher erschließt — das zu offenbaren überläßt er der Zukunft, die mit heraufzuführen Jeder von uns berufen ist.

Dies aber der Gedanke, der „Schloß Mainberg" ins Leben gerufen hat. Das im erlesensten Geschmack ausgestattete Schloß, eine Wartburg im Kleinen, von Müller dazu bestimmt, vom Werdedrang erfüllte Menschen auf Zeit zu vereinen, damit höhere Gemeinschaft gelebt, wahre Kultur angebahnt wird. Vorläufig ein tastender Versuch, sicher aber schon heute Vielen ein Segen. Denn es liegt klar zu Tage: Müller hat eine Mission an Tausenden, die weder die Kirche noch unser Blatt erreicht. Das beweist das Schloß mit seiner stets wachsenden Gästezahl. Das beweisen ebenso die stark besuchten Vorträge, die Müller hier und da in den Großstädten hält. Das beweisen endlich die „Grünen Blätter" mit ihrem ansehnlichen Leserkreis.

Sollten nicht auch wir dahinter zu kommen versuchen, was das Geheimnis dieser Persönlichkeit ist? Nicht Jedem erschließt es sich, auch wo tiefes Erfassen des Lebens ist. Wie wäre das auch bei seiner scharf ausgeprägten Eigenart zu erwarten! Ich meine, das hindert nicht, daß wir uns seiner von Herzen freuen. Geh weiter deinen Weg in Segen und Kraft! Treibe freudig dein Werk unter uns, das Werk, das aus Christen Menschen macht! Nur daß wir uns fortan besser verstehen! Nicht Gegner, Bundesgenossen laß uns sein! Wir können zusammenkommen, das Wasser ist nicht zu tief! Martin Eger

---

China und das Christentum

Wir betrachten das Christentum als eine Weltreligion, ja als die Weltreligion schlechthin, welche dazu bestimmt ist, im Lauf der Geschichte alle andern Religionen und Weltanschauungen zu ersetzen oder sich anzugliedern. Das ist unbestreitbar richtig, in dem Sinne, daß der lebendige Gott, den uns Jesus Christus geoffenbart hat, mit souveräner Macht am Werke ist, durch die ganze Menschenwelt hin ohne Rücksicht auf Schranken der Nationalität und des Glaubens, die Lebensprinzipien durchzusetzen, die in der Person Jesu zum ersten Male aufleuchteten und eine neue Stufe der Menschheitsentwicklung bezeichnen. Das Christentum ist aber außerdem organisiert als eine ganz bestimmte, durch historische Entwicklungen bedingte, individuelle Erscheinung. Daß diese Erscheinung in ihren wesentlichen Zügen sich als Weltreligion durchsetze, das ist vielmehr eine Aufgabe für die Gesamtheit der Christen, als ein dogmatisch fixierbarer Lehrsatz. Gott läßt sich in seinem Werke nicht stören; ob aber diejenigen Menschen, die er für bestimmte Aufgaben berufen hat, sich im entscheidenden Momente bereit finden, diese Aufgaben zu erfüllen, das bleibt die Frage. Sind sie bereit, so eröffnet sich ihnen dadurch ein erneuter Wirkungskreis. Sind sie aber nicht bereit, so geht die Geschichte der Entwicklung einfach über sie hinweg. Die Geschichte des Christentums ist nicht frei von solchen versäumten Gelegenheiten. Es darf wohl ausgesprochen werden, daß z. B. der Islam, der gefährlichste Nebenbuhler des Christentums als Weltreligion, der es zeitweise nahe an den Untergang gebracht hat und noch bis auf den heutigen Tag ein unbesiegbares Bollwerk gegen alle christliche Beeinflussung bildet, seine ganze Lebenskraft dem Schatze entnommen hat, welcher der Christenheit anvertraut gewesen war, den diese aber inmitten kleinlicher Streitereien und dogmatischer Spitzfindigkeiten als unbenutztes Pfund liegen gelassen hatte.

Eine neue welthistorische Möglichkeit tut sich in unsern Tagen auf. China, das Weltreich des Ostens, das beinahe ein Viertel der gesamten Menschheit umfaßt, ist in einem intensiven Prozeß der Umwandlung und Neugestaltung begriffen. In

unserer Zeit besiegelt sich das Schicksal dieser 400 Millionen für eine unabsehbare Periode. Diese Umwandlung Chinas wird schon wegen der ungeheuren Menschenmassen, die in Betracht kommen, für die ganze Menschheitsentwicklung noch viel entscheidender werden als das Aufrücken Japans in die Reihe der Weltmächte, das wir mit Erstaunen im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts erlebt haben. Von dem Sauerteig, der diesen gährenden Massen zugesetzt wird, wird es in erster Linie abhängen, was für ein Resultat diese Bewegung zeitigen wird: ob es, wenn die Christenheit ihre Aufgabe versäumt, zu einem neuen kritisch gerichteten Konfuzianismus kommt, der dann, wenn er sich im Gegensatz zum Christentum krystallisiert, ein weit gefährlicherer Feind der occidentalischen Religionsbildungen werden würde als der Islam, auch in den Zeiten seiner größten Blüte, oder ob es gelingt, den Wesensgehalt der christlichen Religion hineinzuarbeiten in die weltgeschichtliche Bewegung und so den äußerlichen Beziehungen, die Orient und Occident heute untrennbar verbinden, auch eine innere Einheit in den Kernpunkten des geistigen Lebens an die Seite zu setzen. Diese geistige Vermittlung zwischen Orient und Occident ist, wie die Verhältnisse heute liegen, in erster Linie die Aufgabe der Mission. Wenn man diese Situation ernsthaft überdenkt, so wird man die Wichtigkeit dieser Missionsarbeit nicht nur für die Chinesen, sondern auch für das heimische Christentum erkennen. Die Christenheit ist ein Organismus; sie muß entweder wachsen oder verkümmern. Wenn das Christentum nicht im Stande ist, eine aufwärtsstrebende Menschheitsschicht sich anzugliedern, so ist damit sein Anspruch auf Absolutheit gerichtet, und dieses geistige Gericht wird sich dann früher oder später auch in innerlichen Zersetzungserscheinungen zum Ausdruck bringen.

Nun sind unsre europäischen Kirchen mit ihren verschiedenen theologischen Richtungen historische Individualitäten bestimmter Art, bei deren Bildung außer den allgemeinen menschlichen Lebenskräften, die von Jesus ausgehen, auch äußere Zeitumstände ihren bestimmten Anteil haben. Die äußeren Umstände aber sind in China grundverschieden, und es kann sich daher nicht darum handeln, die individuelle Ausprägung, die das Christentum in irgend einer kirchlichen oder theologischen Richtung der Heimat gefunden hat, mechanisch auf den neuen Boden zu übertragen. Der Missionar hat nur Sämannsarbeit zu tun und hat bei dieser Arbeit gewissenhaft den ganzen Schatz der Lebenswahrheiten, die er besitzt, ohne eigenmächtige Verkürzung als treuer Haushalter zu überliefern. Was daraus wird, muß er dem Geist Gottes überlassen, und der Glaube an diese Bestätigung von seiten Gottes ist unbedingte Voraussetzung für jede Missionsarbeit, die nicht an sich selbst verzweifeln will. Bei Alledem muß der Missionar weitherzig genug sein, um das keimende Leben zu erkennen und anzuerkennen, auch wo es Formen annimmt, die von den altgewohnten ganz verschieden sind. Ehe wir daher unserer speziellen Arbeit in China uns zuwenden, wird es für die allgemeine Orientierung von Nutzen sein, wenn wir einen Blick auf die Verhältnisse unseres Arbeitsfeldes werfen, wie sie heute vorliegen. Ein zweiter Abschnitt soll die Missionsmethoden behandeln und ein dritter die vorhandenen und notwendigen Hilfsmittel zu ihrer Durchführung.

1. Das Arbeitsfeld

Eine so alte Kulturentwicklung wie die chinesische läßt sich unmöglich von einem Gesichtspunkt aus umfassen, vielmehr wirken unendlich viele Kräfte zu ihrer Gestaltung mit. Um ein Volk zu verstehen, muß man zuerst die Ideale kennen, die in den geistigen Heroen dieses Volks ihren Ausdruck gefunden haben. Diese Ideale repräsentiert in China die Lehre des Konfuzius.*) Daneben aber ist es ebenso wichtig, den gesamten Volkscharakter ins Auge zu fassen und festzustellen, wieweit diese Ideale ins wirkliche Leben eingedrungen sind und wieweit noch andere Kräfte an seiner Gestaltung mitgewirkt haben; denn die Volksreligion und Volksmoral entspricht auch in China keineswegs in allen Stücken der geistigen Höhenlage des Konfuzianismus. Ein weiterer Punkt sind die Beziehungen Chinas zur übrigen Welt und die Veränderung und Bewegung, die sie im chinesischen Volkskörper hervorgerufen haben. Konfuzius hat die Elemente der Kultur, Moral und Religion des antiken China mit einer großartigen Genialität so zusammengefaßt, daß die Verteilung der Kräfte dem so organisierten Reich die denkbar größte Dauerhaftigkeit verliehen. Die Genialität des Konfuzius besteht nicht weniger in der Kritik, mit der er alles Ueberflüssige aus seinem Staatsideal entfernt hat, als in dem Scharfblick, mit dem er das Gesetz der unbedingten Verpflichtung als Basis des Gleichgewichtszustandes gewählt hat. In beiden Stücken hat er viel Aehnlichkeit mit Kant. Wie Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft allen überstiegenen Phantasien der Metaphysik den Weg verbaut hat und der streng empirischen Wissenschaft ihre Bahnen zeichnete, so stellt sich auch Konfuzius kritisch zu dem üppig wuchernden Schnörkelwerk, das die Geschichte und Religion seiner Zeit umrankt hatte. Er reinigt die historischen Ueberlieferungen von allem legendarischen Beiwerk und verdient als der erste auf Erden genannt zu werden, der eine wirklich zuverlässige Geschichtsschreibung ins Leben rief. Der überlieferten Religion gegenüber stellte er sich auf den Standpunkt, daß er sie in allen unmittelbaren Aeußerungen wahren religiösen Lebens als notwendig anerkannte. Aber er war durchgängig aufs Große gerichtet und hat unter Hingabe alles abergläubischen Ballastes eine Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft aufgestellt, die sich auf die Ehrfurcht als psychologische Grundtatsache stützte. Aber Konfuzius war in erster Linie praktischer Organisator. Wie Kant den kategorischen Imperativ als Grundgesetz der praktischen Vernunft betonte, so hat Konfuzius das Sittengesetz, das auf gegenseitiger Verpflichtung beruht, als Grundgesetz alles organisierten menschlichen Zusammenlebens proklamiert. Es ist interessant, den Einzelheiten seiner Arbeit soweit wenigstens nachzugehen, als sie bis auf den heutigen Tag feststehende Elemente des chinesischen Volkscharakters bildet. Konfuzius kennt nicht den aus einzelnen Individuen bestehenden Rechtsstaat des modernen Europa. Vielmehr liegt für die staatliche Struktur die Grundzelle in der Familie. Dem entspricht, daß von den moralisch verpflichtenden Beziehungen die wichtigsten die zwischen Mann und Frau, Vater und Sohn, älterem und jüngerem Bruder sind, denen sich ergänzend die zwischen Fürst und Untertan und zwischen Freund und Freund anreihen. Wie der Staatsorganismus auf dem richtigen Gleichgewichtszustand seiner Zellen, der Familien, beruht, so beruht das Gedeihen der Familie auf dem richtigen Gleichgewichtszustand der Seelenkräfte der Einzelpersönlichkeit. Kultur des persönlichen Lebens ist darum von unbedingter Wichtigkeit, weil erst durch diese Kultur die Kräfte der Persönlichkeit sich entwickeln und zur rechten Wirksamkeit gelangen. Aeußeres und Inneres muß in Harmonie sein. Für die harmonische Ausgestaltung der Handlungen sorgen ausgeführte Gesetze des guten Tons, die zu übertreten ebenso ästhetisch wie moralisch fehlerhaft ist. Um die Innerlichkeit in Harmonie zu bringen, dazu dient die Musik, die Konfuzius überaus hochgeschätzt hat, während sie im modernen China gänzlich verloren gegangen ist.

Diese Ideale bilden sozusagen den unsichtbaren Hintergrund für alles Geschehen in China. Konfuzius steht an der Wende der Zeiten; er hat die Kultur und Bildung, die vor ihm das Vorrecht einzelner bedeutender Herrscher war, der Klasse der Gelehrten, dem wohlhabenden intelligenten Mittelstand überliefert und hat dieser Klasse dadurch eine entscheidende Bedeutung für das ganze öffentliche Leben Chinas bis auf den heutigen Tag verliehen. Die Kreise der literarischen Bildung, aus denen sich die Beamten rekrutieren, sind die Träger der Geschichtsentwicklung in China. Dennoch darf man nicht denken, daß das konfuzianische Ideal irgendwo oder irgendwann nach seiner Zeit in China vollständig verwirklicht gewesen wäre, dazu stellt es ja auch viel zu hohe Anforderungen an den Einzelnen. Darum ging die chinesische Geschichte ihren Gang weiter; was Konfuzius gebracht hatte, wurde verarbeitet als eine der Kräfte, die das heutige China erzeugt haben. Andere Kräfte waren mit am Werk, zunächst die Religion, die durch die naturphilosophische Schule des Taoismus als Zauberlehre und Verehrung

*) Vgl. „Konfuzius" von demselben Verfasser im letzten Oktoberheft der Preußischen Jahrbücher. D H

von Naturgeistern in vergröberter Form das chinesische Leben umsponnen hat. Dazu kam dann später von Indien her der Buddhismus, der in seiner Ausprägung als Mahajanalehre einen ausgeprägten Erlösungscharakter trug. Dieser Buddhismus hat bald mit dem verwandten Taoismus einen Bund gegenseitiger Durchdringung geschlossen. Die Einflüsse gehen hin und her. Der Buddhismus brachte eine entwickelte Kunst nach China und mit ihr Bilder von Göttern und Heiligen. So bekamen denn allmählich auch die taoistischen Naturkräfte Bildnis und Gleichnis, und wurden in den Tempeln schließlich allgemein hölzerne oder tönerne Bilder als Gegenstände der Verehrung aufgestellt. Der Bilderdienst hat seine eigene Logik. Befragt man einen Chinesen, wie er sich die Götzenbilder eigentlich denkt, so wird er ebenso wenig wie die katholische Lehre zugeben, daß er Holz und Stein anbetet. Vielleicht existiert der krasse Götzendienst, den wir uns bei den Heiden vorzustellen gewohnt sind, überhaupt nirgends in der Welt. So arbeiten Taoismus und Buddhismus an der Aufstellung eines bunten Pantheons von Naturgeistern und Schutzheiligen, wobei die Kluft, die diese Götter von den Menschen trennt, lange nicht so groß ist, wie wir nach unsern Vorstellungen von Transzendenz zu denken gewöhnt sind. Allerlei Zaubermittel und magische Beschwörungen helfen mit, den Menschen zu befreien von Not und Uebel in dieser Welt und von Hölle und Reinkarnation in niederen Sphären des Jenseits. Immerhin haben auch diese Gebilde den Zusammenhang mit der Moral, der ihnen anfänglich zu eigen war, nie ganz verloren.

Ein großer Mißstand haftet dieser Volksreligion im Gegensatz zu dem in festen Bildungstraditionen fortgepflanzten Konfuzianismus an. Sie kennen keine systematische Erziehung der Laienwelt; die Priester sind mehr oder weniger im stande, den oft tiefsinnigen Spekulationen ihrer Religion zu folgen. Einzelne Theosophen von mystischer Naturerkenntnis hat es immer gegeben, aber das Volk im ganzen bleibt an den äußeren Symbolen und Bildern haften und nimmt die Hülle für den Gehalt. Dazu kommt, daß auch der Priesterstand allmählich immer mehr verkommen ist und von den Almosen der Gläubigen ein oft recht zweifelhaftes Dasein fristet. Das ist die Quelle des chinesischen Aberglaubens, wie er z. B. in der Boxerbewegung einen so flagranten Ausbruch gezeitigt hat. Immerhin hat das chinesische Volk auch einen starken Fonds von gesunder Kraft; der Familiensinn ist überaus kräftig entwickelt, der Ahnendienst ist eigentlich nichts weiter als eine religiöse Sanktion des Familienzusammenhangs, die allerdings — und zwar merkwürdiger Weise je später desto mehr — mit animistischen Elementen sich durchdrungen hat. Es gibt überhaupt religionshistorisch zu denken, daß wir auf dem ganzen Gebiet, so weit es sich in China mit Sicherheit überblicken läßt, keine Entwicklung von unten nach oben, sondern nur eine solche von oben nach unten finden.

So bildete China eine abgeschlossene Kulturgemeinschaft für sich im Bewußtsein seines einzigartigen Besitzes, denn es war in Ostasien allen umliegenden Völkern, auch den Japanern gegenüber nur der gebende Teil gewesen. Es hat die Tragik des Gebenden erfahren; weil kein fördernder Wettbewerb vorhanden war, ist es verknöchert. In der Wissenschaft wurde durch kaiserliche Autorität eine orthodoxe Auslegung der heiligen Schriften festgesetzt, die das freie Forschen unterband, der Tätigkeit des Einzelnen blieb kein anderer Spielraum als eine immer gefeiltere Ausgestaltung des Stils der Sprache. Je mehr sich so die Wissenschaft dem Leben entfremdete, — und Naturwissenschaft ist zudem nie die Stärke der Chinesen gewesen — desto mehr konnte jener Aberglaube im Volk Wurzel schlagen, der allem Neuen und Ungewohnten feindselig gegenüber stand. Auch das Regierungssystem Chinas hat darunter gelitten. Alle Regierungsmaximen sind in China aufgebaut auf der Voraussetzung sittlich intakter Charaktere. Je mehr äußerliche Routine und innerliche Korruption unter den Beamten Platz griff, desto morscher mußte der äußerlich stolze Bau des chinesischen Staates werden. Auf diesem Punkt seiner Entwicklung traf China mit den Expansionsbestrebungen der Westmächte zusammen. Das neunzehnte Jahrhundert enthält die Geschichte dieser Zusammenstöße. Es würde zu weit führen auch nur eine Skizze der einzelnen Ereignisse zu geben; genug, China war dem Anprall nicht gewachsen, es hat viel zu leiden, auch ungerecht zu leiden gehabt, und eine gewisse Mißstimmung gegen das Ausland erklärt sich hinreichend daraus. Die Folgen waren, daß das alte China zusammenbrach. Auf politischem Gebiet hat der japanische Krieg Chinas Ohnmacht vor den Mächten Europas enthüllt, die von der aufteilungsbereiten Beute sich alle ihren Teil (Interessensphäre genannt) zu reservieren suchten. Auf religiösem Gebiet hat das Aufflammen des national gerichteten Buddhismus, der mit Hilfe von unsichtbaren Geisterscharen die Fremden aus dem Land zu vertreiben suchte, zu dem gemeinsamen Vorgehen der Westmächte im Jahr 1900 geführt, das die Ohnmacht dieses Aberglaubens Jedem, der sehen wollte, deutlich dartat. So brach die chinesische Religion zusammen. Hand in Hand damit geht die Erkenntnis, daß das bisherige Bildungssystem unzureichend war, und namentlich die Erfolge des kulturverwandten Japan, zuletzt im russischen Krieg, zeigten China aufs deutlichste, daß auf dem alten Weg nicht weiter zu kommen war.

Dennoch ist China unter all diesen Stürmen nicht zusammengebrochen. Das zwanzigste Jahrhundert hat gezeigt, daß diejenigen voreilig gehandelt hatten, die so laut und triumphierend ihm zu Grabe gesungen. Das alte China ist zerbrochen, mit ungeheurer Macht bereitet sich ein neues vor. Von allen Seiten ist man an der Arbeit, das Schulwesen so auszugestalten, daß eine den Bedingungen des modernen Lebens entsprechende Generation heranwächst; ein ungeheurer Bildungsdrang voll Mut und Jugendfrische entfaltet seine Schwingen; die Wind- und Wasserlehre und die Geister der Gräber sind heutzutage kein Hindernis mehr für den Bau von Eisenbahnen, für Anlegung von Bergwerken und Gründung industrieller Unternehmungen aller Art — das alles ist Jung-China im Begriff selbstbewußt den Fremden aus der Hand zu nehmen. Auch auf staatlichem Gebiet bereiten sich entscheidende Umwälzungen vor; aus dem patriarchalischen Beamtenstaat soll sich im Lauf von neun Jahren ein moderner Staat mit konstitutioneller Verfassung entfalten; auch neue religiöse Ansätze zeigen sich. Das junge Christentum, in Gestalt von vielerlei sich oft widersprechenden Denominationen begründet, beginnt sich zu fühlen; man betont die Stammesverwandtschaft; man setzt sich über die Unterschiede hinweg; man will Christ sein, nicht mehr Presbyterianer oder Baptist; man will auch der beherrschenden Führung der Mission allmählich entwachsen. Auch im Buddhismus zeigen sich unter Japans Einfluß neue Ansätze, ebenso wie der Konfuzianismus sich energischer zusammenzufassen beginnt; das ist der Sinn des kaiserlichen Edikts, durch das Konfuzius die Gottheit zugesprochen wurde, und der Herzog Kung, der 73. Nachkomme des großen chinesischen Weisen, hat kürzlich in Tsingtau das Wort gesprochen: wenn er nicht durch seine Stellung an China gebunden wäre, würde er es für seine heiligste Aufgabe ansehen, nach Europa zu reisen, um dort die konfuzianischen Lehren zu verbreiten.

Das ist das Arbeitsfeld, auf dem wir stehen; ein Kampf der Geister ohnegleichen, ein unmittelbarer Zusammenstoß ältester Antike und modernster Neuzeit; eine Erscheinung, die so in der Weltgeschichte wohl noch nie dagewesen ist. Diese Situation macht es zur Pflicht, sorgfältig die Waffen zu prüfen, die uns zur Verfügung stehen.

Tsingtau*) Rudolf Wilhelm

In memoriam

Graue Haare sind eine Krone der Ehren, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden werden. Sprüche 16, 31.

Wie schön ist das Alter, wenn es neben der reifen Erfahrung so vieler Jahre die Reinheit und den Schwung der Jugend sich bewahrt hat. Es war das besondre Glück meines

*) Der Artikel ist natürlich vor dem Sturze des Ministers Juanschikai geschrieben. D H

Lebens, daß ich manche solcher lieben Alten gekannt habe. Von Dreien, die jetzt entschlafen sind, drängt es mich zu erzählen. Ihre Namen nenne ich nicht; wer sie gekannt hat wie ich — und einige davon sind weitbekannt gewesen —, wird sie wieder erkennen. Sie alle hatten ihre Jahre wohl genutzt: sie hatten rastlos gearbeitet, auch an sich selbst, bis in ihr hohes Alter; sie waren erfüllt von dem Wissen dieser Welt: nichts Menschliches war ihnen fremd. Aber sie hielten es in ihrem Alter mit der Jugend; denn sie selber waren jung geblieben. Trotz der mannigfaltigen Erfahrung des Bösen in dieser Welt war ihr Herz rein geblieben wie das eines Jünglings. Die Leidenschaften der Jugend hatten sie niedergekämpft und das Feuer der Jugend bewahrt. Sie entzogen sich keinem Fortschritt, wenn sie auch mahnten, das gute Alte nicht zu vergessen. Sie verkehrten gern mit den jungen Leuten und lächelten freundlich, wenn die Jugend allzu ungebärdig war. Denn als köstlichste Krone ihrer Erfahrung war ihnen erwachsen ein abgeklärter Geist, milde und feurig wie alter Edelwein, und ein liebenswürdiger Humor, der die Dinge im ganzen und von oben sieht und eben darum dem Häßlichen, ja selbst dem Schlimmen noch eine gute Seite abgewinnt. Der Eine von ihnen ein Mann, hochgewachsen an Leib und Seele, ein Ritter ohne Furcht und Tadel; seine letzte Tat war es, einen Kollegen, der in der Wissenschaft sein Gegner war, gegen Angriffe seiner Person zu verteidigen. Der Andere ist Jahre lang etwas wie mein Beichtvater gewesen, meine Kämpfe und Nöte hat er mit mir geteilt, in seine überlegene Betrachtung hat er mich eingeführt, und immer hat er zu mir gesprochen als die Stimme des Guten und Edlen, der Vernunft und Weisheit. Der Dritte, der mir am nächsten stand, leitete meine Wege, ohne mich zu zwingen, riet mir nur, wo er befehlen konnte, ertrug still meine Torheiten, glaubte an meine Zukunft, als sie noch dunkel war. Wie würde ich trauern, daß ich sie alle verloren, wenn ich nicht an einen Vierten dächte, der noch unter den Lebenden weilt, und den diese Zeilen grüßen.

Wie schön ist das Alter, wenn es sich die Jugend bewahrt hat. Gkl

---

Adolf Grimminger

Mei Derhoim. Gedichte in schwäbischer Mundart. 7. Aufl. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottas Nachf. 1908. Gebunden 2,80 Mk.

Luginsland. Gedichte in schwäbischer Mundart. 2. Aufl. Ebenda 1889. 1,80, gebunden 2,80 Mk.

Aus 'm Lerchenescht. Gedichte in schwäbischer Mundart. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1895. 3, gebunden 4 Mk.

1

In den letzten Wochen ist ein Büchlein zum siebenten Male erschienen, das mir, wie sein Verfasser, seit meiner Kindheit lieb ist. Das ist Adolf Grimmingers „Mei Derhoim". Der Verlag hats in ein neues schmuckes Gewand gesteckt und bringt es jetzt zu wesentlich billigerem Preise zum Verkauf. Wenn es nun dem Büchlein so ergeht, wie es seinem gemütvollen Inhalt nach verdient, dann erlebt vielleicht der über achtzigjährige Dichter auch noch die achte Auflage.

Nicht jedes Bändchen schwäbischer Gedichte, das mein Heimatland produziert, würde ich hier anzuzeigen wagen. Die Redaktion würde mir wegen Stammeshochmuts auf die Finger klopfen. Mit Adolf Grimminger ist es aber eine besondere Sache, und zwar nicht bloß wegen seines eigenartigen Lebensganges, der ihn von der Plastik zur Sangeskunst und von der Opernbühne zur Dichtkunst geführt hat und ihn in allen drei Künsten hat Lorbeer ernten lassen. Vielmehr ist es etwas Besonderes um Grimmingers mundartliche Dichtung im Unterschied von anderen Dialektdichtern gleichen Stammes. Während nämlich die meisten — Namen und Beispiele anzuführen sei mir erspart — die Volkstümlichkeit in eine gewisse Derbheit setzen und sich darum mit Vorliebe auf Produktion grober Späße nach Art der Kalenderanekdoten legen, hat Adolf Grimminger grundsätzlich mit dieser ungeschlachten Manier gebrochen. Er hat erkannt, daß es zu jener Anekdotenfabrikation keine Dichter braucht. Er will auch für den gemeinen Mann gesungen haben, appelliert aber an das vornehme Gemüt, das er diesem zutraut, nicht an die Bierlaune. Und weil bei uns Schwaben in bester Gesellschaft bis zum Minister hinauf geschwäbelt wird, hat er sein Publikum im ganzen Schwabenvolk. Oft begegnet man seinen beliebtesten Sachen in den Händen von Leuten, die nach dem Dichter eines Liedchens gar nicht zu fragen gewohnt sind; sie haben sichs eben irgendwo abgeschrieben. Ich habe z. B. meine erste Bekanntschaft mit einem herzigen Grimmingerschen Gedicht in der Kleinkinderschule gemacht, wo man sicherlich von literarischen Neigungen frei war. Damals lernte ich mit großem Eifer „Klei Dorles Geheimnis" und „Beileib net greine!" Wer aber mit seinen Kindern an Ludwig Richters Bildern sich ergötzt, der wird die gleiche Freude auch an diesen beiden Gedichten haben.

Wir Schwaben lesen überaus gerne Fritz Reuter, und manche von uns gehen dann in ihren plattdeutschen Neigungen auch noch weiter: zu Klaus Groth, John Brinckmann, Wilhelm Poeck. Wir freuen uns über so vieles, was aus der schleswig-holsteinischen Literaturecke, aus der Heimat Timm Krögers, kommt. Vielleicht kann dieser kurze Hinweis dazu helfen, daß nun auch unsre beste schwäbische Lyrik mehr als bisher den Weg in den Norden findet.

2

Den Lesern der Christlichen Welt aber möchte ich noch aus einer besondern Ueberlegung heraus die schmucken Bändchen empfehlen.

Man spricht jetzt soviel von dem für uns Pfarrer neu erschlossenen Fach der religiösen Volkskunde. Pfarrer vom Schlage Johann Peter Hebels haben dieses Fach schon vor hundert Jahren getrieben. Volkskunde gibts ja gar nicht ohne Dialektkunde. Muß da nicht die mundartliche Dichtung uns in einem bedeutsamen Lichte erscheinen? Nicht einer erbaulichen Ausschlachtung ihrer Schätze rede ich das Wort. Vom Wesen des Dichters verstände der Pfarrer erschreckend wenig, dem jener nur Zitatenlieferant wäre. Aber wer als Seelsorger, Prediger und Religionslehrer sich verpflichtet fühlt, das Volksleben beständig zu beobachten und zu belauschen, wer dabei sich schließlich gestehen muß, daß er oft bei allem Lauschen nichts vernimmt, der kann vielleicht einen Dichter als Helfer und Begleiter brauchen, dem das Volksgemüt erschlossen ist. Müßte man nicht für niederdeutsche Pfarrer „Ut mine Stromtid" zum obligaten Bildungsbuche machen? Es ist ja für uns Buchmenschen ein trauriges Charakteristikum, daß wir Menschen aus unserem täglichen Umgang von dem Augenblick an interessant zu finden vermögen und gleichsam hinter ihre Seele kommen, da wir an ihnen Aehnlichkeiten mit irgend einem Pomuchelskopp oder Triddelfitz aus einem fesselnden Buche entdeckt haben. Aber es ist nun einmal so: Menschenkenntnis gibts für Viele in der Tat nicht ohne diesen Umweg. Dann machen wir ungeschickten Leute wenigstens Gebrauch davon!

Ein Beispiel aus Grimminger. — Eines Tags predigte der bekannte Prälat Kapff in der Stiftskirche zu Stuttgart. Kurz zuvor hatte ein Wetter die Herbstaussichten zerstört oder war aus anderem Grunde für die Weingärtner nichts zu erwarten; so hielt es der Prälat und Volksmann für seine Pflicht, die Bedauernswerten zu trösten und zur Geduld bis aufs nächste Jahr zu ermahnen. Das schien einem biedern enttäuschten Weingärtner nicht ganz plausibel, und er begann hörbar vor sich hin zu brummen. Hörbar wenigstens für Adolf Grimminger, der in seiner Nähe saß. So entstand dann das Gedicht: „Wengerters Herbschtgedanke", das eines solchen Biedermannes kräftiges Räsonnement vorzüglich wiedergibt. Als Grimminger dies Gedicht einmal öffentlich vortrug, saß wieder ein Weingärtner in der Nähe; der machte bei der Schilderung vergeblichen Mühens und endloser Feindseligkeiten der Natur immer größere Augen und sagte laut: Hôt denn der au en Wengert (= Weinberg)? Diese ganz gründliche Kenntnis seiner Mühsal bewies ihm Teilnahme, und diese Teilnahme war ihm ein besserer Trost, als seinem Genossen der dogmatisch-obligate.

3

Die Beobachtung, daß ein gemütvoller Rationalismus, nicht der verstandesdürre, den man so gerne bekämpft, im Volke weithin als seine Alltagsreligion herrscht, wird durch diesen Beobachter uns aufs neue bestätigt. Kirchlichkeit oder Pietismus ist Adolf Grimmingers Sache nicht, und wir fühlen uns nicht berufen, ihn deshalb zu richten. Er machts mit seiner Dichtung wie das Liebespaar, das „hinters Kirchle" geht; in Natur und Menschenherz Gottes Spur zu finden und ohne fromme Phrase sich ihrer zu freuen, das ist seine Religion, die Religion eines glücklichen Menschenkinds, ein optimistischer Glaube. Freilich wäre auch das nicht die Religion unsres Dichters geworden, wenn er nicht schon als armer Geißenbub hätte Freude am Kleinen lernen müssen.

Denn drussen erscht, wenns grünt und blüht
Siehscht recht, wie Gott so guet und groß,
Und schau, e Glück kommt übers Gmüt,
Drin's ruht, wie's Kind im Muederschos.

Oder noch deutlicher:

Acht's kleinschte Guet, wie's liebe Brot,
Mer find's net uf der Gasse,
Vertritt koi Hälmle ohne Not,
Du kascht kois wachse lasse.

Diese Freude am Kleinen, die auch in jenen lieblichen Kindergedichten sich offenbart, ergibt einen starken Vorrat an glücklichem Lebensgefühl, das nicht so leicht umzubringen ist. An der typischen Sage des volkstümlichen Optimismus, der Sage vom dummen und betrogenen Teufel, hat naturgemäß auch dieser Volkspoet seine Freude; so erzählt er die Geschichte „Wie der Deufel e Glock holt" mit Behagen und lacht zum Schluß „mitem ganze Gsicht" mit seinem Bauer Wendelin.

Mit solcher Weltanschauung pflegt sich zu verknüpfen ein inniges Mitgefühl für die Freudlosen, wie es auch in „der Witwe Freud und Leid" sich ausspricht. Ganz besonders schlicht ergreifend ist aber dieses menschliche Mitfühlen in dem einen der beiden Weihnachtsgedichte, die das „Luginsland" enthält: „Weihnachten ischt um ällerwille." Mir fällt das Gedicht an jedem Weihnachtsfeste ein, und wenn ich auch achtzig Jahre alt werde; bei diesem Gedicht oder dem vorhergehenden muß das Buchzeichen liegen, wenn ich das Büchlein zum Christtag verschenke. Ein anderes Gedicht wollte ich dem nennen, der gerne einmal „natürliche Religion" von ihrer schönsten Seite kennen lernen möchte; es ist der „Nachtgang", zugleich das einzige mit kompliziertерem Versbau. Wie volkstümlich klingt aber diese Strophe:

Do schleicht no wer ums Herrehaus,
Sieht recht wie's böse Gewissen aus.
Vielleicht daß Not und Sorgedäg
Den Mann hent bracht uf böse Weg.
Gang hoim, solang d' no frei von Schuld,
Und hab Geduld!
Denn Oiner wacht ob Weg und Schteg
Mit Vaterhuld
Im Himmelszelt,
Daß koiner fällt!

Freilich auch die andere Beobachtung bewährt sich hier, daß vom Standpunkt der natürlichen Religion aus diejenige Frömmigkeit, die von der göttlichen Gnade lebt, überwiegend als unecht erscheint. Und die Opposition gegen diese Frömmigkeit verbindet sich dann aufs engste mit der Opposition gegen die offenbare Heuchelei. Da heißt es dann:

Bleib mir vom Leib mit deiner Gnad,
Vom Heuchler überzuckert;
Gottgfällig ischt, was fadegrad,
Net was krummault und muckert!

oder in anderer Wendung:

Doch wurd sei Lebtag, ohne Gfohr,
E Fuchs koi Heilger, währle [= wahrlich].
Und psalmt er drum au's ganze Johr,
Bleibt's doch e schlechter Kerle.

Gerade wer aufrichtig sein Christentum bestimmt sein läßt durch den Gegensatz von Sünde und Gnade, wird sich diese Warnungstafel gegen Heuchelei immer wieder gefallen lassen. „Fromm ischt net fromm", sagt unser Schwabe.

Eine edle Blüte natürlicher Religion war von jeher die Duldsamkeit; wer sie verletzt, gegen den wird Adolf Grimminger unduldsam. Gegen Intoleranz wettert er kräftig in dem Gedicht: „Wer bloß glaubt, ischt übel dra." Aber besser als in diesem Zornerguß gegen das Pfaffentum ist ihm die Toleranzpredigt gelungen in seiner Bearbeitung der Sage vom Stromnix. Zwei Knaben spielen am Strom. Der Stromnix rührt seine Harfe in seltsam lieblicher Weise, so daß die ganze Natur lauscht. Nur die Buben höhnen ihn: „Du wurscht (wirst) jo doch net selig!" Der Nix wirft traurig seine Harfe weg und versinkt. Die Knaben erzählens zu Hause dem Vater. Der aber, ein Pfarrer vom rechten Schlag, verweist ihnen ihr schlimmes Reden.

Am Ufer sitzt der Nix voll Trauer,
Als d' Buebe wiederkehrt mit Schauer,
Hot zum verbarme greint und klagt;
Do ruft 's jung Volk: „O grein net so!
Du guter Nix, sei wieder froh,
Denn grad hot uns der Vater gsagt,
Daß jedes Doil am Himmel häb',
Und daß au dei Erlöser leb'."
Froh wiederum hot do der Nix
Zur Goldharf griffe — n — augenblicks
Und wunderlieblich gschpielt no' lang,
Bis schpät noch Sonnenuntergang. —
Durch Nacht zum Licht! — Kling weiter fort,
Du milder Gruß vom rauhe Nord,
Und zeig', was 's Krischtetum könnt sei,
Würd's net verfälscht, johraus, johrei.

Dies zugleich ein feines Beispiel, wie trefflich Grimminger seinem Schwabenvolk zu erzählen weiß, was er in Grimms Mythologie gelesen hat. Wer dazu ein Seitenstück begehrt, der lese die überaus zarte Bearbeitung der Sage vom Tränenkrüglein in „Muederträne."

Einen solchen Dichter brauchen wir nicht auf seine Konfession zu examinieren. Das wäre völlig aussichtslos. Adolf Grimminger vermag sich vollständig in katholische Empfindungsweise, soweit sie volkstümlich ist, hineinzufühlen, wie das reizende Geschichtchen „Blos oi Vaterunser" beweist, in dem ein Kind nach der Beichte klagt:

Soll drei Vaterunser bete,
Lieber Gott, und ka bloß ois!

Seines Protestantismus aber erinnert er sich zur Zeit des vatikanischen Konzils. Da jubelt er, daß ein Protestant Kaiser ward, zur Zeit da man in Rom das päpstliche Dogma schmiedete. Da konfrontiert er Sankt Peter und das Konzil und läßt jenen kopfschüttelnd sagen: „Se hänt de Bopscht zum Herrgott gemacht!"

Alles in Allem: will Adolf Grimminger, der Lyriker des schwäbischen Volksgemüts, auch nicht in erster Linie um seiner Religion willen gelesen sein, so findet man doch auch in dieser Hinsicht manchen sympathischen Zug bei ihm. Möge nun seine grundehrliche und dabei so liebenswürdige Weise recht weithin vernommen werden, wo man deutsche Mundart und Volksweise liebt!

Ernst Günther

Verschiedenes

Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege. Von Prof. Heinrich Sohnrey. 3., vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin SW. 11, Deutsche Landbuchhandlung 1908. Geb. 6 Mk.

Die Frau auf dem Lande. Von Frida Gräfin zur Lippe-Oberschönfeld. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1908. 4 Mk.

Wenn man selbst in der Arbeit der ländlichen Wohlfahrtspflege steht und immer wieder die reiche Literatur dieser Bewegung verfolgt, lebt man so in dieser Welt, daß sie einem ganz selbstverständlich wird. Und doch muß man stets wieder erleben, wie wenig verbreitet noch die Bestrebungen Sohnreys sind. Immer wieder wird ein Werberuf nötig in die verantwortlichen Landkreise hinein, sich mit den Ideen und Arbeiten der ländlichen Wohlfahrtspflege zu beschäftigen. Dazu ist die Neuauflage des Sohnreyschen Wegweisers ganz besonders gut geeignet. Freilich gerade aus diesem Buch wird jedem Einsichtigen klar, daß die Wohlfahrtspflege auf dem Lande wohl noch manche Kreise für sich gewinnen muß, daß sie aber um ihr inneres Recht in keiner

Weise mehr zu kämpfen braucht. Ich finde, daß die geschlossene Sicherheit und Notwendigkeit, das wirtschaftliche, soziale und sittliche Muß der ganzen Arbeit in der neuen Auflage besonders stark heraustritt. So unangefochten ist das Recht und die Pflicht dieser Arbeit in den beteiligten Kreisen, daß es in ihr schon strittige Fragen geben kann. Aber es ist doch wohl gut, daß der Wegweiser davon kaum etwas spüren läßt. Ihre Durcharbeitung gehört in die Presse dieser Bewegung (Land, Dorfkirche) hinein. Eine neue Auflage war schon deshalb nötig, weil in den letzten Jahren viel gearbeitet ist in ländlicher Wohlfahrtspflege. Und der Wegweiser soll gewiß in erster Linie ein Anreger sein zu eigener Arbeit, soll aber doch auch nicht zuletzt unmittelbar praktische Handhabe bieten. Und dazu müssen von Zeit zu Zeit die neue Arbeit, die neue Literatur, die neuen Hilfsmittel registriert werden. Das Wertvollste bleibt aber doch die reiche Anregung, die das Buch gibt. — Einen besonderen Ausschnitt aus dem reichen Kreis der mit der ländlichen Wohlfahrtspflege verbundenen Bestrebungen bietet uns das Buch der Gräfin Lippe. Heinz Beckmann

Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Neue Folge. Von Julie Adam. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1908. 467 S. 4 K. 80 H. = 4 Mk.

Das vorliegende Werk bildet den zweiten Band einer eigenartigen Anthologie. Die Verfasserin verfolgt die poetischen Erzeugnisse des Natursinnes durch die Jahrhunderte. Der erste Band bot Proben von etwa 100 Dichtern und Schriftstellern von der Edda bis zu Heine. Die „Neue Folge" setzt bei Lenau ein und führt bis zur Gegenwart. Hier sind über 250 Autoren berücksichtigt. Eine ungemein fleißige Sammlung legt so Zeugnis von einer ebenso innigen Naturfreude ab wie von einer ganz erstaunlichen Belesenheit. Selbstverständlich trifft man unter den Liedern auf Schritt und Tritt Bekannte. Aber auch mancher zu Unrecht vergessene Dichter feiert seine Auferstehung. Nicht minder verdienstlich ist es, daß die Verfasserin auch Prosaschriftsteller berücksichtigt hat, ja auch Gelehrte, soweit sie es verstanden haben, Naturstimmung und Naturbetrachtung in ein ästhetisch befriedigendes Gewand zu kleiden: ich nenne nur Ratzel und Francé. Den ausgewählten Abschnitten und Gedichten gehen kurze, oft recht glückliche Charakteristiken voran. Schade nur, daß die Verfasserin es dem Leser einigermaßen schwierig macht, den Grundsatz aufzufinden, der sie bei der Anordnung und Gruppierung ihres Stoffes geleitet hat. Es soll ihr dies aber umso weniger übel genommen werden, als sie selbst sehr bescheiden auftritt und mit ihrer Anthologie keinen wissenschaftlichen Zweck verfolgt, sondern in erster Linie den ganzen Reichtum und die Mannigfaltigkeit deutscher Naturpoesie zeigen will, was ihr denn auch trefflich geglückt ist. Hans Weichelt

Kleine Mitteilungen.

Schowalter bin ich eine Antwort schuldig auf den Einspruch, den er in Nr. 2 wider mich erhoben hat. Einem Manne, dessen Leben so mit den Buren und ihrer Sache verwachsen ist, mußte ich das Wort gönnen; und nachdem ich ihn aus rein redaktionellen Gründen so lange zurückgehalten hatte, sollte er es auch zunächst einmal ohne Geleitwort von mir haben. Nun aber darf auch ich mich ganz frei äußern. Es scheint mir unzeitgemäß und unzweckmäßig, die Schmerzen um das Burenvolk heute zu erneuern. Wer in der Lage ist, wie Schowalter, die Gemeinschaft mit ihm persönlich zu pflegen, der soll es tun. Und wenn ein sonderliches Werk dort zu treiben ist, ein Werk moralischer und kultureller Hilfleistung, so mag man uns dazu aufrufen. Aber die politischen Leidenschaften von damals soll man ruhen lassen. Schowalter hat aufregend geschrieben; ich frage: cui bono? Meine Tendenz war die entgegengesetzte: mir schien der Augenblick gegeben, ruhig und beruhigend auf jene Zeit zurückzuschauen. Und Schowalter brauchte keine innere Nötigung zu verspüren zum Widerspruch gegen mich, wenn er sich die Ruhe nahm, mich aus dem Zusammenhange heraus zu verstehn. Ich habe nicht von „Großmut" der Briten gegen die Buren gesprochen, wie Schowalter mich tun läßt, auch nicht von „Großtat." Meine Worte in dem bis ins Einzelne wohl erwogenen Aufsatz lauten an jener Stelle: „Eine Erfahrung haben wir bei unsrer Stellung damals [während des Krieges natürlich] alle nicht, die leidenschaftlichen Burenfreunde am wenigsten, vorausgesehen: die politische Freiheit, die Großbritannien dem unterworfenen Burenvolke unter dem britischen Szepter gewährt hat. [»Gewährt« war mißverständlich, das kommt Schowalter zu gute; ich habe an keine Gewährung aus Gnaden gedacht, sondern das Wort viel farbloser gebraucht.] Das ist groß." Politisch groß natürlich. Das britische Reich hat den Buren ein Zugeständnis gemacht, das es ihnen vielleicht machen mußte; aber daß es aus dieser Nötigung die Folge doch rechtzeitig zog, nötigt mir trotz Allem, das Schowalter im Einzelnen beibringt, auch heute noch einen Respekt ab, wie ich ihn leider unsrer deutschen und preußischen äußeren oder inneren Politik darzubringen selten in der Lage bin. Will ich dennoch ein solches Erlebnis in der deutschen Geschichte aufsuchen, so muß ich bis auf 1866 zurückgehn: wie Bismarck damals beim Friedensschluß Oestreich behandelt hat, das war ein politisches Meisterstück, welches die „Großtat" der Briten an den Buren allerdings noch überbietet.

Denn im Einzelnen hat ja Schowalter mit seinen Erinnerungen weithin Recht. Die innerstaatliche Freiheit, die heute die Buren unter britischer Herrschaft haben, ist Einlösung von Zusagen, die Großbritannien den Buren beim Friedensschluß gemacht hat, und ohne die es damals noch nicht zum Frieden gekommen wäre. Spät und zögernd genug ist die Selbstverwaltung dann wirklich eingeführt worden. Aber nun soll uns Schowalter nicht mit Beschwerden über den heutigen Zustand das Bild dieser Leistung verdunkeln. Sicherlich werden die Buren mit dem Erreichten nicht zufrieden sein: aber wo ist denn Jemand zufrieden? Und die formelle Berechtigung des britischen Königs, den Beschlüssen von Transvaal und Transoranje seine Genehmigung zu versagen (Sp. 39), besteht ebenso in Kapland, Kanada, Australien, ja auch für das britische Königreich selbst. Es kommt nur darauf an, ob der König diesen Schritt wagen kann. In England tat er ihn m. W. seit Jahrhunderten, in den Selbstverwaltungs-Kolonien seit Jahrzehnten nicht mehr. Tatsächlich stehen das britische und das „afrikanische" Interesse im Burenlande wie auch im Kaplande sich noch in ernster Rivalität gegenüber — Schowalter spricht da von einem „Damoklesschwert" für die Buren, ebensowohl aber kann das Afrikanertum der britischen Gewalt jeden Moment aufs neue gefährlich werden. Und was auch die Zukunft bringen mag, der jetzige Zustand ist das gesunde Ergebnis der Geschichte, die wir dort erlebt haben, und ich empfinde nun eben das als politisch „groß" an den Engländern, daß sie nolentes volentes diesen gesunden Zustand von heute, mag er sich auch noch so sehr als ein Uebergangszustand ausweisen, aufzurichten oder zu sanktionieren fertig gebracht haben.

Könnte ich dem deutschen oder preußischen Staat ein besseres Charisma in der Behandlung unterworfener Völker nachrühmen, wie gern wollte ich es! Aber ob ich nach Elsaß-Lothringen oder nach Nordschleswig sehe, wie klein war oder ist dort unsre Eingliederungspolitik; die preußische Polenpolitik würde ich etwas anders einschätzen — doch davon schweigen wir lieber. Was aber die „Achtung vor Verträgen" anlangt und Schowalters gute Meinung, daß Preußen in diesem Stücke wenigstens England überlegen sei (Sp. 39): daran will ich mich gerne mit ihm freuen. Wir sind seit lange so arm an Errungenschaften unsrer Politik, daß man sich ja förmlich an die Vorzüge klammert, die man daran entdeckt. Aber das Kapitel der Verträge und ihrer Dauer ist für die ethische Geschichtsbetrachtung ein recht schwieriges. Jüngst hat Oesterreich uns gezeigt, wie man zur gegebnen Stunde sich über einen Völkervertrag hinwegsetzt; soeben hat es sich ja zu einer Sühne dafür verstanden: ob es sich die nicht hätte ersparen können, wenn es schon vor der Tat sich zu einem klugen Handel bequemt hätte? jedenfalls hat der Streich Europa und sogar Asien beinah um seinen Frieden gebracht. Und Deutschland blieb der treue Bundesgenosse: vortrefflich; aber unser Reichskanzler sagte zu Oesterreich: Du hast uns dein Vorhaben vorher nicht mitgeteilt, das war gut, halte es nur ja ein nächstes Mal wieder so! So schützte das Deutsche Reich den „Berliner" Vertrag.

Wie schwierig liegen all diese Dinge! Aber darum soll man Großbritannien nicht mit einem Maßstabe messen, den andre Staaten auch nicht vertragen. Und wenn es in der Politik klüger ist, sollen wir uns nicht trösten: Aber ich bin besser! sondern sollen abtun, was an uns kindisch ist, und als Volk uns zu einer vernünftigen charaktervollen Haltung ermannen. —

Nicht Schowalter, aber ein andrer verehrter Mitarbeiter, hat mich auf die Aeußerung gestellt: „Wir Deutschen sind von Hause aus eine kriegliebende Nation vor den andern zivilisierten Nationen" (Nr. 47 Sp. 1138). Was ich damit gemeint habe? Ob ich nicht unser Reich bei den andern Staaten damit fälschlich denunziere? Nun, was ich meinte, habe ich einige Nummern später (49, 1190) so ausgedrückt: „Oft drängt sich mir die Beobachtung auf, daß unserm deutschen Volk doch vor anderen eine Lust am Krieg im Blute liegt." Zur Begründung weise ich heute nur darauf hin, daß die allgemeine Wehrpflicht (trotz dieser Sozialdemokratie!) nirgends so volkstümlich und der Offizierstand nirgends so angesehen ist wie bei uns. Schaden aber kann unserm Interesse doch kaum, wenn unsre Nachbarn das wissen, was ich ausgeplaudert habe? Sie sollen wissen, daß im Notfall wir ein Volk in Waffen sein werden, das aufsteht wie Ein Mann, und daß der furor teutonicus in uns noch lebt. Aber, darüber soll Niemand sich täuschen: es muß ein Notfall sein, eine gute Sache! Und die mit dem Kriegsfeuer spielen und meinen unserm faulen Friedensbedürfnis zu Hilfe kommen zu müssen, die Grafen Pfeil und Moltke und ihr Anhang, die kennen doch die wahre Stimmung in unserm deutschen Volke schlecht. Umso verdächtiger aber und gefährlicher ist darum ihr Eifer. —

Wie wenig unsre öffentliche Meinung noch auf der Höhe ist, auf der sie stehen sollte, hat die jüngste Kaiseraffäre bewiesen: die Mißhandlung der kaiserlichen Neujahrsansprache an die Generäle. Denn in diesem Fall kann man nur für den Kaiser eintreten: für das, was er getan und was zu tun er ein Recht hatte. Aber wenn ein Blatt, das von Patriotismus trieft, dann sich zu der Indiskretion hergibt, die wir erlebt haben — eben jetzt, wo die alten Wunden noch frisch sind — und uns und unsern Kaiser aufs neue vor aller Welt bloßstellt: daß sich da nicht ein Entrüstungssturm echter Vaterlandsliebe erhebt in seinem Leserkreise und im ganzen Volk, das beweist neuerdings den Mangel sittlichen Staatsempfindens, von dem wir nun schon wiederholt geredet haben. Es ist doch einfach jammervoll, wenn unser Kaiser mit seinen Offizieren nicht soll ein vertrautes Wort reden dürfen. Gerade, wenn wir sonst von ihm Zurückhaltung im öffentlichen Interesse verlangen, muß man ihm bei dem Charakter unsers Offizierskorps und seiner Stellung dazu dies Recht wahren. Aber die Presse soll wissen, was sie aus Gewissenhaftigkeit und Klugheit einer Nachricht gegenüber schuldig ist. Ich finde diese ganze Affäre nicht minder traurig, als die mit dem englischen Interview. Denn diesmal waren wir doch ganz unter uns Deutschen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freitag 29. Januar 8 1/4 Uhr im Hause der Gesellschaft für vaterländische Kultur: Die Person Jesu. Pastor prim. Spaeth.

Görlitz. Donnerstag 28. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone: Die Entstehung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Zobel.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt.) Freitag 5. Februar 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der Wert des Unsterblichkeitsglaubens.

Hamburg. Mittwoch 17. Februar 8 Uhr Gemeindehaus St. Georg, Obersaal Rostockerstraße, Ecke Stiftstraße: Monismus und Ethik. Pastor Reuß.

Marburg. Mittwoch 10. Februar 8 1/2 im Ritter: Religionsgeschichte und Evangeliumsverkündigung.

Stuttgart. Montag 1. Februar 1/2 8 Uhr Herzog Christoph: Vorsehungsglaube. Stadtpfarrer Lic. Esenwein-Markgröningen.

V. d. F. d. C. W.

Nr. 27 der Mitteilungen wird vorbereitet. Beiträge ohne Verzug erbeten.

Chronik der Christlichen Welt

Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 2. Staat und Kirche in Preußen. Verhandlungen des Abg.-Hauses über die Pfarrerbesoldung. Erstes Stück — Verschiedenes: Die Universitäten im WS 1908/09; Theologenmangel; Zum Hamburger Kirchenstreit; Bielefeld; Weibliche Diakonie fürs Ausland; Evg. Kirchenbau in Rom; Gegen Roosevelts Toleranz-Kundgebung; Prof. Clemen in Amerika; Die Köln. Volksztg. über den Lutherspiegel; Jüdischer Religionsunterricht — Personalien.

Preußische Kirchenzeitung

Verlag Alexander Duncker
Berlin

Nr. 2. Zum neuen Jahre. II — Kirche und Gemeinschaften. II — Die nationale Krise — Aus Preußen: Senior D. Bärwinkel; Lutherischer Verein in Schleswig-Holstein — Mission: Die Missionskonferenz in der Provinz Sachsen — Mancherlei

Nr. 3. Zum neuen Jahre. III — Das Konsistorium der Provinz Westpreußen und die Vandsburger Gemeinschaft — Statistisches aus der preußischen Landeskirche — Aus Preußen: Die Deutsch-evangelischen Blätter; Die Stellung der Geistlichen an Gefängnissen und Strafanstalten; Sozialer Instruktionskursus — Mission: Mohamedanermission; Ein tragikomisches Mißverständnis — Mancherlei

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 12. Der moderne Christ und die Heidenmission. Von Pastor Heine, Wörbzig bei Köthen — Reise nach Peking. Von Pfarrer Wilhelm, Tsingtau — Buddhistische Texte im Johannesevangelium. Von Pfarrer D. H. Haas in Tokio — Das Mittsommerfest in China. Von Pfarrer Schüler, Tsingtau — Von der Deutsch-Chinesischen Medizinschule — Eingegangene Schriften.

Zur Miterziehung unsrer 13 jährigen Pflegetochter suchen wir 1 oder 2 gleichaltrige Mädchen. Schulunterricht in dem nach den Grundsätzen der Landerziehungsheime vom Unterzeichneten geleiteten Töchter-Institut. Pension und Unterricht 750 Mk. jährlich.

Dr. A. Breymann und Frau
Wolfenbüttel

Junge 19jährige Lehrerstochter, heiter, arbeitsfreudig, sucht zum 1. Februar oder später Stelle als **Stütze** in einem Hause, das ihr eine Heimat bietet. Dieselbe hat Kochen und Nähen erlernt und möchte sich gern in allen häuslichen Arbeiten noch weiter ausbilden. Anfragen unter **L. K.** an den Verlag erbeten.

Godesberg a. Rhein

Töchterpensionat Lohmann

Coblenzerstraße 1. Gründliche Ausbildung in Wissenschaften, besonders Sprachen; Anleitung im Haushalt nach Reformgrundsätzen: Ausbildung zum Beruf der Frau. Herzliches Familienleben, gute Körperpflege (eigne Turnhalle und Tennisplatz). Näheres durch Prospekte.

In meinem Hause (**Landpfarrhaus**) mit erwachsener Tochter, findet **gebildetes junges Mädchen** freundlichen Aufenthalt zur Erlernung des Haushalts. Pension nach Uebereinkunft. **Heuduck,** Pastor. **Lindstedt,** Kr. Gardelegen.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Evangelische Freiheit

Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur

Herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten**

Abonnementspreis Mk. 6.— jährlich (12 Hefte)

Inhalt des ersten (Januar-) Heftes:

Notizen — Licht und Leuchter. Von F. N. — **Macht über die Seele.** Eine Zuchthausgeschichte. Von Fritz Philippi. **Die Vorankündigung der Predigtthemata.** Von Konsistorialrat Pfarrer Dr. Dechent in Frankfurt a. M. **Der Sozialismus und die Religion.** Von Rudolf Hermes, Pastor in Hamburg — **Die Feuerbestattung.** Von Pf. Ammer in Eupen (Rheinland) — **Kirchliche Chronik: Volksschule und Kirche II:** Das neue Volksschulgesetz in Meiningen. Der Religionsunterricht im sächsischen Landtag auf der Versammlung des sächsischen Lehrervereins, der sächs. Volksschuldirektoren, der sächs. Superintendenten und der sächs. kirchlichen Konferenz. Der Entwurf eines Lehrplans für den Religionsunterricht in der Hamburgischen Volksschule. Hamburger Vortrag des Chronisten über moderne Theologie und Religionsunterricht in der Schule. Von Professor D. O. Baumgarten in Kiel.

Zu verkaufen:

Holtzmann — Synoptiker, 3. Aufl. **Holtzmann** — Apostelgesch. 3. Aufl. **Holtzmann** — Joh Evang. 2. Aufl. **Jülicher** — Gleichnisreden, 2. Aufl. 2 Bde. **Loofs** — Dogmengesch. 3. Aufl. **Kaftan** — Dogmatik, 3. 4. Aufl. Sämtlich Orig.-Bd. Offerten an die Chr. W. unter **N. H.** erbeten.

In der evangelischen Pfarrgemeinde **Innsbruck** (Tirol) ist die Stelle eines

Pfarrvikars

baldigst zu besetzen. Gehalt 2400 Kronen und 600 Kronen Zulage. Bewerbungen bis 15. Februar 1909 erbeten an das **Presbyterium der evangelischen Gemeinde Innsbruck.**

Soeben ist das 1. Heft des III. Jahrgangs erschienen von:

Religion und Geisteskultur

Zeitschrift für religiöse Vertiefung des modernen Geisteslebens

Herausgegeben von **Lic. Th. Steinmann**

Inhalt: Gott und Welt. Das neue Weltbild und der christliche Gottesglaube. Von Prof. D. **Martin Schulze.** — Das hist. u. metaph. Element im Christentum im Hinblick auf d. theol. Verhältnisse d. Gegenwart. Von Pfarrer **W. Ernst.** — Unsterblichkeit. Von Prof. D. **Ad. Mayer.** — Künstlerisches Empfinden in der relig. Malerei. Von Priv.-Doz. Dr. **H. Hielscher.** — Ueber wissenschaftl. und relig. Dogmatismus. Vom **Herausgeber.** — Die religiöse Bewegung der Gegenwart in Frankreich. Von Dr. **J. Benrubi.** — Ein Beitrag zur Psychologie slavischer Frömmigkeit. Von Prediger Dr. **W. E. Schmidt.** — Das Wiederaufleben alter Philosophie. Von Dr. **O. Braun.** — Die Auseinandersetzung des Christentums mit dem modernen Individualismus. Von Stadtvikar **O. Gerok.** — Besprechungen. —

Probeheft kostenfrei

Jährl. 4 Hefte = 1 Band, Preis 6 *M*; jed. Heft einzeln 2 *M*.
Der I. u. II. Jahrgang geb. in Ganzleinen kostet je 7,40 *M*.

☞ Käufer eines einzelnen Heftes können die anderen Hefte des betr. Jahrgangs gegen Zahlung von 4 Mark durch jede Buchhandlung erwerben.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Die Theologische Schule zu Bethel

hält im **Sommer 1909** folgende Uebungen:

P. Oestreicher: Ausgewählte Psalmen, Geschichtliche Abschnitte aus Exodus und Numeri, Hebräische Grammatik, Assyrisch.
P. Kähler: Johannes-Evangelium, Einführung in das Studium der Theologie, Auferstehung Jesu nach dem Neuen Testament.
P. Jaeger: Eschatologie der Bibel, Weltanschauungsfragen.
Außerdem Vorträge über Innere und Aeussere Mission.

Bibliotheken

und **einzelne Werke** kauft

Ernst Fuhrmann, Berlin NW 7
Universitäts-Straße 3B.

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

34. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern 18 Mark

Nr. 1. An unsere Leser — Böklen, Adam und Qain im Lichte der vergleichenden Mythenforschung (Bertholet) — Wrede, Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments (Knopf) — Vorträge und Studien (Ders.) — Nicolardot, Les Procédés de Rédaction des trois premiers Evangélistes (H. Holtzmann) — Holtzmann, Evangelium, Briefe und Offenbarung des Johannes, 3. Aufl. von W. Bauer [Hand-Commentar zum N. T. IV] (Windisch) — Bernard, The traditions as to the death of John the son of Zebedee (Harnack) — Festgabe, Alois Knöpfler zur Vollendung des 60. Lebensjahres gewidmet (G. Ficker) — Scullard, Early Christian Ethics in the West from Clement to Ambrose (v. d. Goltz) — Schilling, Reichtum und Eigentum in der altkirchlichen Literatur (Grützmacher) — Schmaltz, Die Begründung und Entwickelung der kirchlichen Organisation Mecklenburgs im Mittelalter (Werminghoff) — Zwingliana II, 7—8 (Bossert) — Ney, Die Reformation in Trier 1559 und ihre Unterdrückung (Köhler) — Schmidt, Die Kirchen- und Schulvisitation im sächsischen Kurkreise vom Jahre 1555 (Ders.) — Niemöller, Reformationsgeschichte von Lippstadt (Köhler) — Kawerau, Paul Gerhardt (Ders.) — Westphal, Zur Erinnerung an Fürst Georg den Gottseligen zu Anhalt (Ders.) — Friedensburg, Die ersten Jesuiten in Deutschland (Ders.) — Wolf, Ursprung und Verwendung des religiösen Erfahrungsbegriffes in der Theologie des 19. Jahrhunderts (E. W. Mayer) — Steinmann, Der religiöse Unsterblichkeitsglaube (Lobstein) — Heisenberg, Grabeskirche und Apostelkirche, zwei Basiliken Konstantins, 2 Teile (Bergner).

Morgenandachten

dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen, J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage von dem Lichtbilderverlag Theodor Benzinger in Stuttgart